

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge • Ansprachen • Aufsätze

herausgegeben von
Friedrich W. Busch und Hans-Joachim Wätjen

In der Reihe *Oldenburger Universitätsreden* werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlass gehalten werden, publiziert.

Die *Oldenburger Universitätsreden* werden seit 1986 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Fakultät I Erziehungs- und Bildungswissenschaften, und – bis zur Nummer 124 – vom Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Friedrich W. Busch
Fakultät I Erziehungs- und
Bildungswissenschaften
Postfach 25 03
26111 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4909
Telefax: 0441/798-2325
E-Mail:
friedrich.busch@uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hans-Joachim Wätjen
BIS-Verlag der Carl von Ossietzky
Universität Oldenburg
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4000
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail:
hans.j.waetjen@uni-oldenburg.de

Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden
BIS-Verlag der Carl von Ossietzky
Universität Oldenburg
z.H. Frau Barbara Šíp
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-2261
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail: bisverlag@uni-oldenburg.de

Nr. 189

Esther Ruigendijk

**Psycholinguistik und
Sprachvergleich**

Gun-Britt Kohler

Feld und Nation

2009

Inhalt

Vorwort	5
Esther Ruigendijk Psycholinguistik und Sprachvergleich: Perspektiven für die niederländische Sprachwissenschaft	9
Gun-Britt Kohler Feld und Nation. Perspektiven für die slavische Literaturwissenschaft	29
Die Autorinnen	51



Pablo Picasso, La Lecture (1932)

VORWORT

Am 4. Juli 2008 hielten die beiden Juniorprofessorinnen Dr. Esther Ruigendijk und Dr. Gun-Britt Kohler ihre gemeinsame Antrittsvorlesung an der Carl von Ossietzky Universität und stellten der interessierten Hochschulöffentlichkeit Schwerpunkte ihrer Forschungen in der niederländischen Sprachwissenschaft und der slavischen Literaturwissenschaft vor.

Die gemeinsame Antrittsvorlesung ist keineswegs allein der parallelen Stellenstruktur geschuldet – beide Kolleginnen lehren und forschen als Juniorprofessorinnen an demselben Institut, dem Institut für Fremdsprachenphilologien der Fakultät III. Sie spiegelt darüber hinaus die parallelen Arbeitsbedingungen in einem „kleinen“ Fach, die beide miteinander verbinden.

Beide Rednerinnen haben die Antrittsvorlesung als Chance genutzt, ausgehend von eigenen aktuellen Arbeiten Perspektiven für ihre Fächer und die jeweiligen Disziplinen – Sprachwissenschaft in der Niederlandistik, Literaturwissenschaft in der Slavistik – zu entwerfen, indem sie konkrete empirische Untersuchungen in einen weiteren theoretischen Rahmen stellen. Damit haben beide Kolleginnen zugleich anschauliche Beispiele dafür gegeben, wie fruchtbar und anregend die Möglichkeiten einer nicht-muttersprachlichen Philologie sein können, um Entwicklungen in anderen Sprachen und Literaturen zu beschreiben und forschend zu begleiten. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund der wachsenden europäischen Einigung erweist sich so einmal mehr die Notwendigkeit, im Fächerspektrum unserer Universitäten den Philologien einen festen und prominenten Platz zu geben und gerade auch die „kleineren“ Sprachen zu unterstützen.

Esther Ruigendijk stellt in ihrem Vortrag Beispiele aus ihrem wichtigsten Arbeitsgebiet, der Psycholinguistik bzw. der experimentellen Sprachwissenschaft vor. Für die niederländische Sprachwissenschaftlerin, die an einer deutschen Universität arbeitet, ist der sprachvergleichende Aspekt besonders na-

heliegend, und so demonstriert sie an den Beispielen der unterschiedlichen Artikelverwendung und des jeweils unterschiedlichen Gebrauchs des Reflexivums „sich“ strukturelle Besonderheiten des Deutschen und des Niederländischen. Über das unmittelbare kontrastive Interesse hinaus – was verbindet die beiden Sprachen, die als eng verwandt gelten können, was trennt sie? – beschäftigt Esther Ruigendijk bei ihren Versuchen zur Sprachverwendung durch Aphasiker insbesondere auch die viel grundsätzlichere Frage, wie Sprache erworben und wie sie verarbeitet wird. Damit versteht sie die Sprachwissenschaft ausdrücklich als Humanwissenschaft, die ihren gewichtigen Teil zu der Beantwortung der Frage beitragen kann, was den Menschen zum Menschen macht.

Gun-Britt Kohler verfolgt in ihren Arbeiten ebenfalls eine weite Perspektive, die deutlich über die vorgestellten Fallbeispiele hinausgeht, so interessant sie für sich genommen auch sein mögen. Die Literaturwissenschaftlerin legt ihren Überlegungen die These zugrunde, dass die von Pierre Bourdieu (1930–2002) entwickelte Feldtheorie für „kleine“ Literaturen fruchtbar gemacht werden kann, da sie es erlaubt, Spezifika dieser Literaturen zu beschreiben, ohne im Modus des „Mangels“ auf ihrer Differenz zu „großen“ Literaturen zu insistieren. Sie erläutert diese These anschaulich an je einem Beispiel aus der kroatischen und der polnischen Literatur und zeigt, wie in beiden Fällen die vermeintliche Opposition von Politik und Ästhetik relativiert wird. Getragen werden diese Überlegungen von der berechtigten Hoffnung, dass sie einen fundierten Beitrag zur Wahrnehmung und Erforschung von weitgehend vernachlässigten Literaturen leisten können, deren Spezifika sich in einer alternativen Literaturgeschichte zusammenführen lassen, die die etablierten Modelle der Literaturgeschichtsschreibung ergänzt und verfeinert.

Beide Kolleginnen hatten ihre Antrittsvorlesung unter das visuelle Motto von Pablo Picassos „La lecture“ aus dem Jahr 1934 gestellt. Das Bild, das Anlass für mancherlei Deutungen gibt, stellt ein Merkmal jeder Philologie in den Mittelpunkt: die konzentrierte Lektüre und die Aufmerksamkeit für das Wort. Wenn diese konzentrierte Aufmerksamkeit sich in kollegialem

Austausch vollzieht und in ein fruchtbares Gespräch über die Fächergrenzen hinweg führt, so wie es exemplarisch in der doppelten Antrittsvorlesung am 4. Juli 2008 geschehen ist, dann sind die Voraussetzungen für eine lebendige Forschung gegeben.

Oldenburg, im Juni 2009

Sabine Doering

ESTHER RUIGENDIJK

Psycholinguistik und Sprachvergleich: Perspektiven für die niederländische Sprachwissenschaft

Wenn ich unsere Studierenden frage, was in der niederländischen Sprache für sie als deutsche Muttersprachler schwierig ist, dann ist einer der als problematisch benannten Aspekte immer „Artikel“. Wann ist etwas nun ein „de-Wort“ und wann ein „het-Wort“? Angeblich ist es für deutsche Studierende schwierig, das Wortgeschlecht (auch Genus genannt) eines Wortes zu lernen. Wenn man umgekehrt mit Niederländern über die deutsche Sprache spricht, sagen sie häufig: sehr schwierig das Deutsch, vor allem die Fälle (auch Kasus genannt), wann ist es nun „der Mann“, „den Mann“, „dem Mann“?

Heute werde ich Ihnen zeigen, dass dieser Kasus die Artikel und ähnliche Kategorien im Deutschen tatsächlich in gewisser Weise etwas schwieriger macht. Wenn Sie jetzt denken: „ja, logisch“, muss ich das kurz korrigieren. Es ist nämlich nicht unbedingt „logisch“. Man könnte genau so gut argumentieren, dass je mehr Information ein Element (hier als Beispiel der Artikel) trägt, je wichtiger es in einer Sprache ist, es desto mehr auffällt und desto einfacher ist. Diese Position ist in der sprachwissenschaftlichen Literatur genau so vertreten (siehe dazu z.B. Bates et al., 1987) wie die erste, die ich hier unterstützen werde. Dabei werde ich natürlich keinen Moment lang behaupten, dass Deutsch grundsätzlich eine schwierige Sprache ist. Was mich vielmehr interessiert, ist die Frage, welche Elemente oder Strukturen in einer Sprache bzw. in Sprache allgemein einfacher oder komplexer sind als andere, und woran genau das liegt. Ich versuche, bei der Beantwortung dieser Frage in meiner Forschung gleichzeitig *psycholinguistisch* und *sprachvergleichend* zu arbeiten. Und damit bin ich bei dem Titel meines Vortrags.

Mit *sprachvergleichender* Sprachwissenschaft sind mehrere verschiedene sprachwissenschaftliche Ansätze mit unterschiedlichen Zielsetzungen gemeint. Die Sprachtypologie zum Beispiel hat zum Ziel, Gruppen von Sprachen mit ähnlicher grammatischer Struktur zu entwickeln und den strukturellen Aufbau von Sprachen aufzudecken. Historisch linguistische Ansätze haben das Ziel, Gruppen historisch verwandter Sprachen zu finden und anhand dieser Gruppen Sprachwandelprozesse zu beschreiben. Die kontrastive Linguistik dagegen fokussiert vor allem die strukturellen Unterschiede zwischen Sprachen. Diese sprachvergleichenden Ansätze sind alle hauptsächlich mit der *Form* und *Struktur* einer oder mehrerer Sprachen beschäftigt.

Die *Psycholinguistik* auf der anderen Seite umfasst alle sprachwissenschaftlichen Ansätze, die die menschliche Sprachfähigkeit untersuchen, und setzt sich zum Ziel, herauszufinden, wie Menschen Sprache erwerben, verarbeiten und produzieren. Es geht dabei in erster Linie um die zugrunde liegenden Prozesse von Spracherwerb, Sprachverarbeitung und Sprachproduktion. Psycholinguistik wird zwar immer häufiger sprachübergreifend betrieben, aber dabei werden oft nur Sprachen verglichen, die miteinander nicht sehr eng verwandt sind, zum Beispiel das Englische und Japanische (z.B. Inoue & Fodor, 1995). Es gibt relativ wenige Studien, die direkt die Sprachverarbeitung in eng verwandten Sprachen vergleichen, und wenn, so geht es dabei recht selten um Unterschiede in verwandten Sprachen, häufiger dagegen um Ähnlichkeiten.

Die Untersuchung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Sprachen sollte meiner Meinung nach nicht nur die Struktur und Form der Sprachen betreffen, sondern auch die Verarbeitung dieser Sprachen. Die Struktur und Form von Sprache besteht schließlich nicht losgelöst von der Verarbeitung. Unser Kopf, unsere Kognition, oder genauer genommen unser Sprachsystem macht etwas mit dieser Struktur und Form, damit ihr letztendlich eine Bedeutung zugewiesen werden kann.

Die Erforschung von Struktur und Form kann uns etwas darüber lehren, was im Kopf passiert, darüber sind die Sprachwissenschaftler sich einig. Aber umgekehrt gilt das genau so gut: Wenn wir die Verarbeitung von Sprachen studieren, können wir etwas

lernen über deren Struktur und Form. Wir können damit zum Beispiel Antworten (oder Teilantworten) finden auf Fragen wie: Warum kommen bestimmte Strukturen häufiger vor als andere, oder warum verschwinden bestimmte Strukturen, Elemente aus Sprachen? Dabei sind nicht nur die großen Unterschiede zwischen nicht-engverwandten Sprachen interessant, sondern gerade auch die kleineren Unterschiede zwischen eng verwandten Sprachen, wie zum Beispiel dem Deutschen und dem Niederländischen, wie ich hier zeigen möchte.

Zurück zu den Artikeln

Im Niederländischen und auch im Deutschen brauchen die meisten Substantive einen Artikel oder ein ähnliches Element (wie Demonstrativ- oder Possessivpronomen). Artikel, oder auch Demonstrativpronomen und Possessivpronomen¹, machen eine Substantivgruppe sozusagen „komplett“. Artikel sind sogenannte Funktionswörter². Sie formen eine geschlossene Klasse in den Sprachen (d.h. es ist eine Kategorie von Elementen, zu der – wenn überhaupt – nur selten neue Formen hinzukommen). Sie tragen wenig Bedeutung, aber durchaus einige wichtige Informationen. Niederländische Artikel tragen Genus- und Numerusinformation und sind entweder definit (bestimmt) oder indefinit (unbestimmt). Beispiele sind in Tabelle 1 aufgeführt. Genus ist das Wortgeschlecht, im Niederländischen entweder „de“ für Maskulinum und Femininum und „het“ für Neutrum. Genus muss im Niederländischen, wie im Deutschen, pro Wort gelernt werden, das heißt, dass es relativ wenige Anweisungen in der Wortform gibt, die helfen, das Wortgeschlecht zu bestimmen. Eine Ausnahme sind die Diminutivformen, die immer „het“-Wörter sind (vgl. „het meisje“; das Mädchen oder „het huisje“; das Häuschen). Pluralformen haben im Niederländischen immer entweder „de“, wenn sie bestimmt sind, oder keinen Artikel, wenn

- 1 Ich werde hier für die Verständlichkeit dieses Textes durchgehend den Terminus Artikel verwenden, und verweise damit auf alle Elemente, die eine Substantivgruppe komplettieren. Aus technischer Sicht ist das nicht gänzlich korrekt. In der sprachwissenschaftlichen Literatur wird von Determinatoren gesprochen.
- 2 Im Gegensatz zu Substantiven, Verben und Adjektiven, die als Inhaltswörter klassifiziert werden, eine offene Klasse.

sie unbestimmt sind. Die letzte Information, die Artikel tragen, hat mit dem Diskurs zu tun. Etwas vereinfacht³ kann man sagen, dass neue Informationen mit einem unbestimmten Artikel introduziert werden und dass bestimmte Artikel verwendet werden, um auf schon im Diskurs genannte oder anwesende Entitäten zu verweisen.

Im Deutschen tragen die Artikel die gleichen Informationen wie im Niederländischen. Es gibt allerdings einen großen Unterschied: Deutsche Artikel sind außerdem markiert für den Kasus (also die Fälle). Diese Kasusmarkierung gab es früher, im Mittelalter, auch noch im Niederländischen, aber in der heutigen Standardsprache ist diese Kasusmarkierung an Artikeln bis auf einige archaische und komplett lexikalisierte Formen (z.B. *de heer des huizes*: „der Herr des Hauses“) verschwunden.

Tabelle 1

Artikel Paradigma Niederländisch mit deutscher Übersetzung

Niederländisch	Common-sg	Neutrum-sg	Plural
definit	de man <i>der Mann</i> de vrouw <i>die Frau</i>	het kind <i>das Kind</i>	de kinderen <i>die Kinder</i>
indefinit	een man <i>ein mann</i> een vrouw <i>eine Frau</i>	een kind <i>ein Kind</i>	∅ kinderen <i>Kinder</i>

3 Eine detaillierte und exakte Besprechung dieser Unterschiede würde hier von meinem Ziel zu weit weg führen.

Tabelle 2
Artikel Paradigma Deutsch

Deutsch	Männlich-sg	Weiblich-sg	Neutrum-sg	Plural
definit				
Nominativ	<i>der</i> Mann	<i>die</i> Frau	<i>das</i> Kind	<i>die</i> Kinder
Genitiv	<i>des</i> Mannes	<i>der</i> Frau	<i>des</i> Kindes	<i>der</i> Kinder
Dativ	<i>dem</i> Mann	<i>der</i> Frau	<i>dem</i> Kind	<i>den</i> Kindern
Akkusativ	<i>den</i> Mann	<i>die</i> Frau	<i>das</i> Kind	<i>die</i> Kinder
indefinit				
Nominativ	<i>ein</i> Mann	<i>eine</i> Frau	<i>ein</i> Kind	<i>keine</i> Kinder
Genitiv	<i>eines</i> Mannes	<i>einer</i> Frau	<i>eines</i> Kindes	<i>keiner</i> Kinder
Dativ	<i>einem</i> Mann	<i>einer</i> Frau	<i>einem</i> Kind	<i>keinen</i> Kindern
Akkusativ	<i>einen</i> Mann	<i>eine</i> Frau	<i>ein</i> Kind	<i>keine</i> Kinder

Kasus ist sowohl ein abstrakter als auch ein morphologischer „Begriff“. Abstrakter Kasus drückt die syntaktische Beziehung zwischen Elementen in einem Satz aus, zum Beispiel zwischen einem Verb und den dazu gehörenden Substantivgruppen. Er stellt zum Beispiel dar, welche grammatikalische Rolle ein Element hat (z.B. Subjekt oder Objekt). In der sprachwissenschaftlichen Literatur (s. Chomsky, 1981) wird davon ausgegangen, dass alle Sprachen diesen abstrakten Kasus haben. Sie unterscheiden sich aber in der morphologischen Wiedergabe dieser Kasus. Es gibt Sprachen, in denen Kasus (fast) nicht morphologisch realisiert wird (z.B. das Chinesische), es gibt Sprachen, wo Kasusunterschiede nur an Pronomen zu sehen sind (z.B. Niederländisch, siehe Beispiel 1b und 1c, und Englisch), und es gibt Sprachen, wo alle Substantive kasusmarkiert sind (Deutsch, Russisch, Türkisch und viele andere). In dieser letzten Gruppe gibt es Sprachen, die den Kasus hauptsächlich analytisch (beispielsweise über ein zusätzliches Wort) realisieren (auch periphrastischer Kasus genannt): Im Deutschen ist das der Artikel (s. Beispiel 1a, wo *die* den Nominativ markiert und *den* den Akkusativ). In anderen Sprachen wird er überwiegend synthetisch realisiert (auch Suffixkasus genannt), das heißt über ein Morphem direkt

an das Substantiv gebunden, wie im Russischen (s. Beispiel 1d, wo in „ženščina“ die Endung –a den Nominativ markiert und in ‚muščinu‘ die Endung –u den Akkusativ).

Beispiel 1

- a. Die Frau küsst den Mann
- b. De vrouw kust de man
- c. Zij kust hem
- d. Ženščina celuet muščinu

In älteren Varianten des Niederländischen und des Deutschen, nämlich im Altniederländischen (vor 1100) und im Althochdeutschen, gab es (auch) Suffixkasus, also eher das „russische System“. In diesen Phasen der beiden Sprachen gab es noch keine Artikel, die sich erst (wahrscheinlich im Mittelalter) aus dem Demonstrativpronomen entwickelt haben. Demonstrativpronomen und daraus entwickelte Artikel waren markiert für Kasus, sowohl im Niederländischen als auch im Deutschen. Mehr oder weniger gleichzeitig verschwand allmählich der Suffixkasus. Im Niederländischen war er bereits nach dem Mittelalter fast komplett verschwunden, und auch im Hochdeutschen ist er mittlerweile kaum noch zu finden. Es gibt nur noch einige Reste wie das „-(e)s“ im Genitiv maskulin und neutrum „des Hauses“ und das –n im Dativ Plural (siehe Tabelle 2). Die Kasusmarkierung im mittelalterlichen Niederländisch hat dem heutigen deutschen System stark geähnelt. Es gab vier Kasus (Nominativ, Akkusativ, Dativ und Genitiv), die an den Artikeln, Adjektiven und zum Teil an Substantiven erkennbar waren. Ab dem 15. Jahrhundert verschwinden auch diese Kasusmarkierungen allmählich aus dem Niederländischen, so dass im 16. Jahrhundert nur noch Reste davon zu finden sind. Übrigens wurde später, im 17. Jahrhundert, in Grammatiken versucht, die Kasus wieder einzuführen, weil das die Sprache bereichern und verschönern würde (für mehr Information über die Geschichte der Niederländischen Sprache s. van der Wal, 1992 oder van der Horst, 2008). Wie das heutige Niederländisch zeigt, hat das nicht so richtig geklappt.

In der Entwicklung von Altniederländisch zu Mittelniederländisch und auch von Althochdeutsch zu Mittelhochdeutsch ist also ein Wandel von einem synthetischen System zu einem *peri-*

phrastischen System erkennbar, also von Kasusmarkierung mittels Morphemen an Substantiven (wie heute im Russischen) zu Kasusmarkierung mittels Begleitwörtern wie Artikel. Das niederländische Kasusmarkierungssystem hat sich dann noch etwas weiter geändert, hin zu einem System, wo der Kasus fast nur noch an Pronomen erkennbar ist.

Nun kurz zurück zu dem abstrakten Begriff Kasus. Wie bekommen Substantivgruppen und Pronomen in einem Satz eigentlich ihren Kasus? Wie vorher erwähnt, geht es darum, grammatikalische Beziehungen darzustellen. In generativistischen Ansätzen (s. Chomsky, 1981, 1986) wird davon ausgegangen, dass es bestimmte Elemente gibt, die Kasus zuweisen können, nämlich Kasuszuweiser. Geeignete Kasuszuweiser sind zum Beispiel: das finite Verb, Verben sowieso, Präpositionen. Das sind also genau die Elemente in einem Satz, die Beziehungen mit anderen Elementen (also Substantiven) knüpfen. In Beispiel 2a wird dargestellt, dass das finite Verb „wird“ dem Substantiv „der Mann“ den Nominativ zuweist. Das Verb „retten“ weist dem Objekt „den Jungen“ den Akkusativ zu. Beispiel 2b zeigt das gleiche, aber nun auf Niederländisch mit Pronomen (NB: Die abstrakte Beziehung zwischen Verb und Substantiv ist hier die gleiche. Nur die Art der Kasusmarkierung unterscheidet sich).

Beispiel 2

- a. **Der Mann** wird **den Jungen** retten
 Nominativ Akkusativ
- b. **Hij** zal **hem** redden
 Nominativ Akkusativ
- c. **Der Mann** wird **dem Jungen** helfen
 Nominativ Dativ

Die Sätze in 2a und 2b zeigen ein Beispiel für strukturelle Kasuszuweisung, das heißt, dass das Subjekt im Nominativ steht, und das Objekt im Akkusativ. Das hängt mit deren struktureller Satzposition zusammen. Es gibt noch eine andere Art der Kasus-

zuweisung, die lexikalische Kasuszuweisung genannt wird, weil sie abhängig ist von einzelnen Elementen, zum Beispiel vom Verb (siehe Beispiel 2c). Der lexikalische Kasus muss per Verb im Lexikon gespeichert werden. Es gibt also Verben, die dem Objekt nicht strukturell (also: automatisch) den Akkusativ zuweisen, sondern den Dativ. In Beispiel 2c weist das Verb „helfen“ dem Objekt „Junge“ den Kasus Dativ zu.

Zu einem konkreten Beispiel meiner Forschung

Ich bin schon seit meinem Studium an der Sprachproduktion und Sprachverarbeitung bei Aphasiepatienten interessiert. Aphasie ist eine Sprachstörung, die verursacht wird durch eine Hirnschädigung, zum Beispiel nach einem Schlaganfall. Die Sprache von Aphasiepatienten ist interessant, weil sie uns ein kleines Fenster auf das Sprachsystem öffnet (s. Grodzinsky, 1990). Vor der Hirnschädigung hatten Menschen mit Aphasie ein gesundes Sprachsystem. Nach dem Ereignis ist dieses gesunde System geschädigt. Wenn wir nun die Effekte dieser Schädigung ganz genau untersuchen, können wir daraus etwas über das gesunde Sprachsystem lernen⁴. Es gibt verschiedene Typen von Aphasie, abhängig von der Lokalisation und dem Ausmaß der Schädigung. Ich werde mich hier auf die sogenannte Broca-Aphasie beschränken. Die Broca-Aphasie wird durch eine Schädigung im linken frontalen Teil des Gehirns verursacht und ist durch eine Sprachproduktion mit kurzen, fragmentarischen Sätzen gekennzeichnet, mit wenigen Funktionswörtern und mehr Inhaltswörtern, die oft mit großer Anstrengung realisiert wird. Ein kurzes Beispiel ist zu sehen in Kasten 1.

4 Selbstverständlich ist die Aphasieforschung darüber hinaus sehr wichtig, um ein besseres Verständnis dieser Sprachstörungen zu gewinnen und dadurch die Behandlung dieser Störungen verbessern zu können.

- P: Weihnachten, Edeka passiert
 I: Ach so, das ist über Weihnachten passiert?
 P: ja ja
 I: Wissen Sie noch, was da genau passiert ist?
 P: umgefallen ... weg
 I: Und dann?
 P: Krankenwagen bestellt ... an die ... Klinikum fahren ... weiß ich nicht vier vier Tage weg.
 I: Und als Sie dann aufgewacht sind, was haben Sie dann bemerkt?
 P: weiß ich nicht

Kasten 1: Beispiel der Sprachproduktion einer Frau mit Broca-Aphasie. P = die Aphasikerin; I = die Interviewerin.

Kurz zusammengefasst, wird häufig gesagt, dass Broca-Aphasie zu einer Vereinfachung der morphologischen und syntaktischen Struktur in der Sprachproduktion führt. Broca-Aphasiepatienten haben also häufig Probleme mit finiten Verben und mit Verben an sich (s. z.B. Saffran et al., 1989; Bastiaanse & Jonkers, 1998). Anders gesagt, sie haben Probleme mit den Kasuszuweisern (s. o.). Wenn das so ist, dann ist die logische Erwartung, dass sie auch Probleme haben mit Morphemen, die abhängig sind von dieser Kasuszuweisung, wie Artikel.

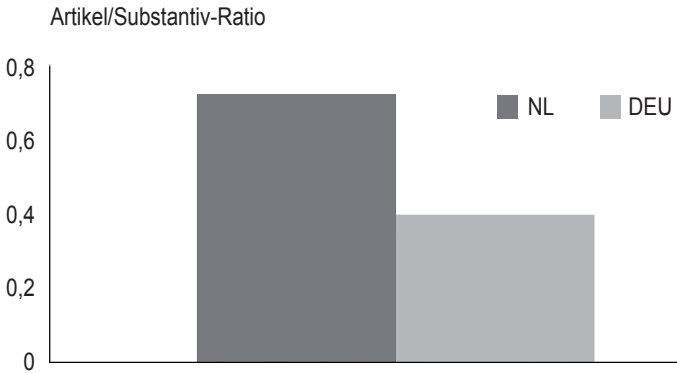
Um diese Erwartung zu überprüfen, habe ich die Sprachproduktion von zwei Gruppen von Broca-Aphasikern, einmal niederländisch und einmal deutsch, genauer untersucht. Die Gruppen wurden so selektiert, dass sie hinsichtlich Ausmaß und Art der Aphasie vergleichbar waren⁵. Das Hauptziel der Untersuchung war es, in beiden Gruppen eine Beziehung zwischen kompletten Substantivgruppen (Substantiv und Artikel) und der Realisation eines Kasuszuweisers (also zum Beispiel das finite Verb, oder das Verb an sich) nachzuweisen. Dieses Ziel wurde erreicht. In beiden Gruppen realisierten die Aphasiepatienten viel häufiger den Artikel eines Substantivs, wenn der Kasuszuweiser realisiert wurde, als wenn kein Kasuszuweiser realisiert wurde. Das heißt, dass die Sprachstörung die Sensitivität für diese grammatikalis-

5 Für Details dieser Studie siehe Ruigendijk, 2007.

che Beziehung (abstrakter Kasus, s. o.) nicht beeinträchtigt hat. Die zweite Frage war, inwiefern Kasusmarkierung dafür sorgt, dass die zwei Gruppen sich in der Realisierung von Artikeln und Pronomen unterscheiden. Davon ausgehend, dass die Broca-Aphasie eine syntaktische Störung ist (s. u. a. Ruigendijk et al., 2006; Avrutin, 2006) und keine morphologische⁶, war die Erwartung, dass es zwischen unterschiedlichen Sprachen keine Unterschiede gibt. Kasusuweisung an sich ist nämlich ein syntaktischer Prozess (s. o.). Um diese Erwartung zu überprüfen, habe ich die Anzahl obligatorischer Artikel in der Sprachproduktion beider Gruppen gezählt und verglichen. Die Ergebnisse sind in Figur 1 dargestellt. Es wird die sog. Artikel/Substantiv-Ratio gezeigt, die die relative Anzahl von obligatorischen realisierten Artikeln darstellt. Diese Ratio wird wie folgt kalkuliert: Erst werden alle Substantive gezählt, die einen Artikel haben müssen⁷, dann wird davon bestimmt, wie viele tatsächlich mit einem Artikel realisiert sind, und dann wird die zweite Zahl geteilt durch die erste Zahl. Das ergibt eine Zahl zwischen 0 und 1, wobei 0 bedeutet, dass keine obligatorischen Artikel realisiert wurden, und 1, dass alle obligatorischen Artikel produziert wurden (zur Information: diese Analyse mit Daten von gesunden Sprechern ergibt eine Ratio von im Schnitt etwa 0,97).

Figur 1 zeigt, dass die deutschen Broca-Aphasiepatienten öfter den obligatorischen Artikel weglassen als die niederländischen Aphasiker (dieser Unterschied ist statistisch signifikant). Eine ähnliche Analyse für die Zahl von produzierten Pronomen zeigte keinen Unterschied. Dies deutet darauf hin, dass, wie in der Einführung schon angedeutet, der Kasus an Artikeln tatsächlich schwierig oder empfindlich ist. Damit sind die deutschen Artikel schwieriger als die niederländischen Artikel. Es gibt neben dieser Studie weitere Hinweise darauf, dass Kasus an Artikeln, der sogenannte periphrastische Kasus, relativ schwierig ist.

-
- 6 Das heißt nicht, dass es keine Probleme mit Morphologie geben kann. Vielmehr ist anzunehmen, dass die zugrunde liegende Störung eine syntaktische ist. Diese syntaktische Störung kann natürlich Auswirkungen auf die Morphologie haben.
- 7 Sowohl im Niederländischen als im Deutschen gibt es Substantive, die ohne Artikel verwendet werden dürfen, zum Beispiel Pluralformen, oder Wörter wie Sekt, Wasser, Sand usw.



Figur 1: Artikel/Substantiv-Ratio von niederländischen und deutschen Broca-Aphasikern

Erstens zeigten die Aphasiedaten bezüglich der Realisierung von Pronomen, dass nicht die Kasusmarkierung an sich schwierig ist – da waren die Zahlen für die niederländische und deutsche Gruppe nämlich gleich. Daten aus einer meiner anderen Studien zeigten, dass das Kasusmorphem (also das Suffix, siehe oben im Beispiel 1) im Russischen von Broca-Aphasikern fast nie ausgelassen wurde, was auch darauf hinweist, dass diese Kasusmarkierung, also die Morphologie, an sich nicht das Problem ist. Andere Hinweise kommen aus Spracherwerbsstudien. Es wurde gezeigt, dass in slavischen Sprachen Kinder schon ab 1 Jahr und 9 Monaten kontrastiv Kasusmarkierungen einsetzen (also Kasusmarkierung zum Teil produktiv einsetzen können), wobei das in Sprachen mit periphrastischem Kasus, wie Deutsch, erst ab 2 Jahren und 3 Monaten passiert (Eisenbeiss et al., 2008). Mit anderen Worten, es sieht danach aus, dass Kasusmarkierung in Sprachen wie Deutsch etwas später erworben wird als in Sprachen wie Russisch.

In einer anderen Studie (s. Ruigendijk, 2002) wurde die Produktion von strukturellem und lexikalischem Kasus bei Broca-Aphasikern untersucht. Dazu wurden eine Gruppe deutschsprachiger Broca-Aphasiker und eine Gruppe russischsprachiger Broca-Aphasiker mit einer Satzproduktionsaufgabe untersucht. In dieser Aufgabe wurden anhand von Bildern einfache Subjekt-

Verb-Objekt-Sätze entlockt, wobei sowohl Verben verwendet wurden, die den Kasus strukturell zuweisen (also Akkusativ), als auch Verben, die Dativ zuweisen (wie helfen, danken, gratulieren). In beiden Gruppen wurde ein sehr vergleichbares Muster gefunden. Die Produktion von strukturellem Nominativ (am Subjekt) war immer am wenigsten gestört, gefolgt von strukturellem Akkusativ am Objekt. Beim lexikalischen Dativ wurden sowohl im Deutschen als auch im Russischen die meisten Fehler gemacht. Das ist ein interessantes Ergebnis. In verschiedenen anderen sprachwissenschaftlichen Bereichen wurde festgestellt, dass der strukturelle Kasus weniger komplex ist als der lexikalische Kasus. Sprachverarbeitungsstudien bei gesunden Sprechern zum Beispiel zeigten, dass die Verarbeitung von Dativ mehr Verarbeitungskosten aufzeigt als die Verarbeitung von Akkusativ und Nominativ (für Details s. Bader und Lamers und Verweise darin, 2008). Bader und Lamers stellen fest, dass es eine bestimmte Hierarchie gibt, nach der unser Sprachverarbeiter (auch: „parser“) Kasus verarbeitet: „Prefer structural to lexical case; Prefer nominative to accusative case“. Spracherwerbsstudien ergeben ein gleiches Muster. Eisenbeiss und andere (2008) zeigten, dass Kinder den Akkusativ vor dem Dativ erwerben, und dass der Akkusativ übergeneralisiert wird (d.h., wenn ein Fehler gemacht wird, dann eher Akkusativ statt Dativ). Das Gleiche sieht man auch bei gesunden Erwachsenen. Eine Kontrollgruppe in einer Aphasie-studie von Bayer und anderen (1987) machte Fehler mit dem Dativ, allerdings nicht mit dem Nominativ und dem Akkusativ.

Dieses Muster passt gut zu den Erkenntnissen aus historisch-sprachwissenschaftlichen Studien. Marynissen (1995) beschreibt, wie bei dem Kasusmarkierungsschwund aus dem Niederländischen der Dativ als erster verschwunden war. Auch Ergebnisse aus der Sprachtypologie passen zu den hier gefundenen psycholinguistischen Ergebnissen. In der Sprachtypologie (s. Malchukov & Spencer, 2008 für eine Übersicht), wurde eine Kasushierarchie aufgestellt, die wie folgt aussieht: Nominativ > Ergativ, Akkusativ > Genitiv > Dativ > Lokativ > Instrumentalis, Ablativ > Andere. Diese Hierarchie stellt dar, dass eine Sprache, die einen Kasus unten in der Hierarchie hat, auch über die oberen Kasus verfügt.

Eine Sprache mit Dativ hat also auch die Kasus Akkusativ, Genitiv und Nominativ. Umgekehrt muss dies nicht sein.

Mit diesen zusammengeführten Ergebnissen möchte ich übrigens nicht implizieren, dass im Deutschen die Kasusmarkierung oder auch gar der Dativ, verschwinden wird. Es gibt – wie so oft – natürlich noch verschiedene andere Faktoren, die mit eine Rolle spielen. Aber wenn ein Kasus im Deutschen verschwinden wird, dann wird das sehr wahrscheinlich der Dativ sein. Ich hoffe hiermit gezeigt zu haben, dass Studien zu Erwerb, Sprachstörungen, Produktion und Verarbeitung Hinweise darauf geben können, warum bestimmte Formen (hier Kasusmarkierung an Artikeln und lexikalischer Kasus) aus einer Sprache verschwinden: Sie sind verbunden mit mehr Verarbeitungsaufwand und sie sind (vielleicht sogar dadurch) schwieriger zu erwerben.

Zich versus sich

Zum Schluss möchte ich Ihnen noch kurz einen zweiten Bereich vorstellen, wobei es darum geht, herauszufinden, was die Verarbeitung von Sprache schwierig macht, nämlich das Reflexivum **zich** oder **sich**! Ich muss Sie dabei warnen: Da es noch keine Ergebnisse gibt, kann ich hier nur ein Arbeitsprogramm vorstellen.

Das niederländische „zich“ und das deutsche „sich“ gehören zu den Reflexivpronomen. Sie suchen normalerweise einen Antezedenten in ihrer Nähe, auf den sie verweisen können, im Gegensatz zu Pronomen, deren Antezedent „weiter weg“ sein muss, siehe Beispiel 3. Der * in 3a-c bedeutet, dass das Pronomen „hem“, „him“ und „ihn“ hier nicht auf das Subjekt verweisen kann.

Beispiel 3

- a. *de man waste zich / *hem*
- b. *the man washed himself / *him*
- c. *der Mann wusch sich / *ihn*

Es gibt jedoch unterschiedliche Einsatzmöglichkeiten des Reflexivums, wie in Beispiel 4 gezeigt wird.

Beispiel 4

- a. *de man* legt het boek naast *zich/hem* neer
- b. *the man* puts the book next to *himself/him*
- c. *der Mann* legt das Buch neben *sich/*ihn*

In Beispiel 3 gehören sowohl „*zich*“ als ‚*de man*‘ zum Verb ‚wasen‘. In Beispiel 4 gehört „*zich*“ nicht direkt zu dem Verb „*leggen*“, sondern zu der Präposition „*naast*“ (neben). In theoretischen Ansätzen, also strukturbeschreibenden Ansätzen (wie Reinhart und Reuland, 1993; und Reuland, 2001, im Erscheinen), wird ausgeführt, dass dieser Unterschied wichtig ist. Diese zwei reflexiven Pronomen finden ihren Antezedenten nicht auf die gleiche Weise. Wo in Beispiel 3 eine rein syntaktische Operation genügt, müssen in Beispiel 4 Diskursoperationen heran gezogen werden, weil das reflexive Element „*zich*“ nicht zum Verb gehört, anders gesagt: „*zich*“ ist kein Koargument des Antezedenten „*de man*“ in Beispiel 4.

Angenommen wird, dass das Herstellen von syntaktischen Beziehungen (wie in Beispiel 3) „billiger“ ist für das Sprachsystem als das Herstellen von Beziehungen mittels Diskursoperationen (Reuland, 2001, Ruigendijk et al. 2006, oder Burkhardt et al., 2008 für Details). Diese angenommenen Sprachverarbeitungskosten können in psycholinguistischen Experimenten gemessen werden. Der Unterschied zwischen „*zich*“ in Beispiel 3 und 4 wurde für das Niederländische (Burkhardt, 2005, Burkhardt und andere, 2008) und auch für das englische „*himself*“ (Burkhardt, 2005) schon untersucht.

Das zur Anwendung kommende Testverfahren nennt sich „Cross Modal Lexical Interference Paradigm (CMLI)“. Es heißt „Cross Modal“, weil in zwei Modalitäten getestet wird: auditiv und visuell, und „Lexical Interference“ weil die Satzverarbeitung, also die grundlegende Aufgabe, unterbrochen wird von einer lexikalischen Aufgabe. Es wird jeweils ein Satz auditiv angeboten, wie zum Beispiel 5a, wo die „billige“ Variante von „*zich*“ verwendet wird.

Beispiel 5

- a. *Het fotomodel dat al uren wachtte verveelde zich terwijl de omstanders om handtekeningen vroegen*
„Das Model, das schon Stunden wartete, langweilte sich, während die Umstehenden nach Autogrammen fragten.“
- b. *Het fotomodel verstopte een duur sieraad achter zich terwijl ...*
„Das Model verbarg ein teures Juwel hinter sich, während ...“

Der Probandin/dem Probanden wird gesagt, so gut wie möglich zuzuhören. Während dieser Aufgabe wird dann eine zweite Aufgabe, nämlich die visuelle lexikalische Entscheidungsaufgabe gestellt. Bei dieser Aufgabe wird ein Wort, wie „Tischler“ oder ein Nonsenswort, wie „Grischler“, auf dem Bildschirm präsentiert. Die Probandin/der Proband muss nun – mittels Mausclick – so schnell wie möglich entscheiden, ob das Wort auf dem Schirm eines seiner/ihrer Sprache war, ja oder nein. Mit spezieller Software kann man auf die Millisekunde genau bestimmen, wann während der auditiven Satzpräsentation diese zweite Entscheidungsaufgabe präsentiert werden muss. Die Idee hinter dieser Methode ist, dass beide Aufgaben Ressourcen verbrauchen. Die erste Aufgabe ist die Satzverarbeitung. Wenn der Satz schwieriger ist, kostet das mehr Ressourcen und es bleiben weniger Ressourcen für die zweite Aufgabe, die lexikalische Entscheidung. Wenn dafür weniger Ressourcen übrig sind, dann dauert die zweite Aufgabe also länger. Damit fungiert die zweite Aufgabe als eine Art „Thermometer“ für die Schwierigkeit der ersten Satzverarbeitungsaufgabe. Je schwieriger ein Satz in einem bestimmten Moment, desto höher die Reaktionszeiten in der lexikalischen Entscheidungsaufgabe.

Burkhardt (2005) hat mit dieser Methode getestet, ob die Interpretation von „zich“ in Beispiel 5b das Sprachsystem tatsächlich mehr „kostet“ als das „zich“ in Beispiel 5a. Die Ergebnisse waren eindeutig: Die Reaktionszeiten sind signifikant höher für die Entscheidungsaufgabe direkt nach dem Diskurs-„zich“, also 5b, als nach dem Syntaktischen „zich“ in 5a. (Wichtig ist dabei, anzumerken, dass die Sätze kurz vor dem Reflexivum keine Unterschiede erzeugten, was bedeutet, dass es wirklich die Inter-

pretation von „sich“ war, die zu höheren Verarbeitungskosten führte.) Die Sprachverarbeitungsdaten unterstützen hier also die theoretische Annahme von unterschiedlichen Verarbeitungskosten.

Interessant wird nun der Sprachvergleich: Was passiert mit dem deutschen „sich“, wie in der Übersetzung in den Beispielen 5a und 5b? Die Form ist fast gleich mit dem niederländischen Reflexivum „zich“. Ausgehend von der Form würden wir für das Deutsche die gleichen Ergebnisse erwarten wie für das Niederländische und Englische. Aber das ist gerade nicht, was wir erwarten. Es gibt nämlich einen wichtigen Unterschied zwischen Englisch und Niederländisch einerseits und Deutsch andererseits, wie schon deutlich wird in Beispiel 4. Im Deutschen kann nach einer lokativen Präposition wie in Beispiel 4c nur das Reflexivum „sich“ verwendet werden, um auf das Subjekt zurück zu verweisen, wie das auch der Fall ist nach Verben wie in Beispiel 3. Im Niederländischen und Englischen dagegen kann sowohl das Reflexivum als auch ein Pronomen verwendet werden (mit leichtem Bedeutungsunterschied). Eine Erklärung dafür bietet Reuland (2001, im Erscheinen). Er schlägt vor, dass es im Deutschen eine stärkere Beziehung zwischen der Präpositionalgruppe und dem Verb gibt als in den beiden anderen Sprachen. Das erklärt er durch bestimmte Eigenschaften in der Kasuszuweisung im Deutschen. Vergleiche dazu Beispiel 6.

Beispiel 6

- a. Die Frau tanzt in dem Zimmer (Wo tanzt sie?)
- b. Die Frau tanzt in das Zimmer (Wohin tanzt sie?)

Der Kasus ist hier nicht ausschließlich abhängig von der Präposition (dann hätten wir zweimal den gleichen Kasus gesehen in 6a und 6b), sondern reflektiert auch Ort oder Richtung, und das wird bestimmt durch Verb und Präposition zusammen. Dies weist darauf hin, laut Reuland, dass es im Deutschen eine grammatikalische Beziehung zwischen dem Verb und der Präposition gibt, die es so im Englischen und Niederländischen nicht gibt (diese Sprachen haben diesen Kasusunterschied auch nicht). Wenn also im Deutschen die Beziehung zwischen Verb und lokativer Präposition eine viel engere ist, dann ist die Beziehung zwi-

schen dem Element „sich“ neben „neben“ in Beispiel 4c und dem Subjekt „der Mann“ ähnlich wie die Beziehung zwischen „sich“ und „der Mann“ in Beispiel 3c. Der Komplex „legt X neben“ verhält sich also ähnlich wie das Verb „waschen“, und dadurch sind in Beispiel 4c „der Mann“ und „sich“ Koargumente, wie in Beispiel 3c. Das erklärt, warum in Beispiel 4c nur „sich“ und nicht „ihn“ vorkommen kann (analog zur koargumentativen Situation bei „waschen“ in Beispiel 3c). Dadurch kann die Beziehung zwischen dem Reflexivum und dem Subjekt auch in Beispiel 4c nur eine billige syntaktische Beziehung sein, und ist nicht abhängig von der komplexeren Diskursabhängigkeit, wie das im Englischen und Niederländischen der Fall ist. Folglich erwarten wir für den Vergleich der Satzverarbeitung im Deutschen keinen Unterschied in den Reaktionszeiten in den Beispielsätzen 5a und 5b.

Damit habe ich dann mein zweites Beispiel präsentiert, wo sprachvergleichende Psycholinguistik uns bessere, beziehungsweise ausführlichere Antworten liefern kann auf Fragen, die kleine Unterschiede zwischen verschiedenen Sprachen betreffen.

Psycholinguistik und Sprachvergleich: Perspektiven für die Niederländische Sprachwissenschaft

Zum Schluss möchte ich noch einmal zurück zu dem Titel meines Vortrags. Ich habe anhand von zwei Beispielen versucht zu zeigen, wie psycholinguistische, sprachvergleichende Studien interessante Informationen über Sprache liefern können und wie sie uns etwas über die Zusammenhänge zwischen Sprachstruktur und Sprachverarbeitung lehren können. Natürlich ist das einerseits „nur“ mein persönliches Forschungsinteresse, in das ich Ihnen jetzt einen Einblick gegeben habe, andererseits ist diese sprachvergleichende Perspektive naheliegend als Forschungsgegenstand in der niederländischen Sprachwissenschaft, da wir hier so nah an der deutsch-niederländischen Grenze sind. Schön ist außerdem, dass dieser psycholinguistische Ansatz hilft, das Interesse der Studierenden für (niederländische) Sprachwissenschaft zu wecken. Darüber hinaus kann es gerade – aber nicht ausschließlich – für Lehramtsstudierende eine relevante und interessante Brücke zwischen Sprachtheorie und Praxis herstellen.

Meiner Meinung nach ist die Kombination von Psycholinguistik und Sprachvergleich eine spannende Perspektive für die niederländische Sprachwissenschaft, an der ich in der Zukunft hoffentlich noch lange arbeiten kann und darf.

Zur guter Letzt ein kurzes Dankeswort. Zunächst möchte ich mich bedanken bei der Carl von Ossietzky Universität und bei der Fakultät III für das in mich gesetzte Vertrauen. Dann danke ich natürlich dem ganzen Seminar für Niederlandistik, das mir mit einem sehr freundlichen Empfang den Einstieg hier leicht gemacht hat. Insbesondere danke ich meinem Collega Proximus, Ralf Grüttemeier, der mich nie als Junior behandelt und gleichzeitig aber immer für „Juniorfragen“ offen ist. Ich möchte mich bei allen Kollegen bedanken, mit denen ich in unterschiedlichen Bereichen zusammenarbeite. Diese Zusammenarbeit macht mir sehr viel Spaß, und ich lerne sehr viel dabei. Ich bedanke mich ganz herzlich bei den Studierenden, weil Sie mich immer wieder nachdenken lassen, über Fachinhalte, aber auch über die Beziehung zwischen Forschung und Lehre – und über gute Lehre.

Literaturangaben

- Avrutin, S., (2006). Weak syntax. In: Grodzinsky, Y., Amunts, K. (Eds.), *Broca's region*. Oxford University Press, Oxford, pp. 49–62.
- Bader, M., & Lamers, M. (2008). Case in Language Comprehension. In: Malchukov, A. & Spencer, A. *The Oxford Handbook of Case*, Oxford: Oxford University Press.
- Bastiaanse, R. & Jonkers, R. (1998). Verb retrieval in action naming and spontaneous speech in agrammatic and anomic aphasia. *Aphasiology* 12, 951–969.
- Bates, E., Friederici, A. & Wulfeck, B. (1987). Comprehension in aphasia: A cross-linguistic study. *Brain and Language* 32, 19–62.
- Bayer, J. De Bleser, R. & Dronsek, C., (1987)- Form und Funktion von Kasus bei Agrammatismus In: Bayer, J. (ed) *Grammatik und Kognition (Linguistische Berichte Sonderheft 1)*, p. 81–117. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

- Burkhardt, P., (2005). The syntax-discourse interface: Representing and interpreting dependency. John Benjamins, Amsterdam/Philadelphia.
- Burkhardt, P., Avrutin, S., Piñango, M.M., Ruigendijk, E., (2008). Slower-than-normal syntactic processing in agrammatic Broca's aphasia: Evidence from Dutch. *Journal of Neurolinguistics* 21(2), 120–137.
- Chomsky, N., (1981). Lectures on government and binding. Foris, Dordrecht/Cinnaminson.
- Chomsky, N., (1986). Knowledge of language: Its nature, origins, and use. Praeger, New York.
- Eisenbeiss, S., Narasimhan, B. & and Voeikova, M.D. (2008) The Acquisition of Case. In: Malchukov, A. & Spencer, A. The Oxford Handbook of Case, Oxford: Oxford University Press.
- Grodzinsky, Y., (1990). Theoretical Perspectives on Language Deficits. Cambridge, MA: MIT Press.
- Horst, J.M. van der, (2008). Geschiedenis van der Nederlandse Syntaxis. Leuven: Universitaire Pers Leuven.
- Inoue, A. and Fodor, J. D., (1995). Information-Paced Parsing of Japanese. In Mazuka, R. and Nagai, N. (Eds.) Japanese Sentence Processing. Lawrence Erlbaum, Hillside, NJ.
- Malchukov, A. & Spencer, A., (2008). Typology of Case Systems: Parameters of Variation. In: Malchukov, A. & Spencer, A. The Oxford Handbook of Case, Oxford: Oxford University Press.
- Marynissen, A., (1995). De flexie van het substantief in het 13de eeuwse ambtelijke Middelnederlands. Belgisch Interuniversitair Centrum voor Neerlandistiek. Leuven: Peeters.
- Reinhart, T., Reuland, E., (1993). Reflexivity. *Linguistic Inquiry* 24(4), 657–720.
- Reuland, E., (2001). Primitives of binding. *Linguistic Inquiry* 32, 439–492.
- Reuland, E., (Im Erscheinen). Anaphora and the Language Design. MIT Press, Cambridge, MA.
- Ruigendijk, E., (2002). Case assignment in agrammatism: a cross-linguistic study. Doctoral Dissertation. Groningen Dissertations in Linguistics. Groningen University.
- Ruigendijk, E., (2007). Pronomina en determinatoren. Een taalvergelijkend onderzoek naar de problemen van Nederlands- en Duitstalige mensen met afasie. *Neerlandica Extra Muros*

45, (2), 33–50.

- Ruigendijk, E., Vasić, N. & Avrutin, S., (2006). Reference assignment: Using language breakdown to choose between theoretical approaches. *Brain and Language*, 96 (3), 302–317.
- Saffran, E.M., Berndt, R.S. & Schwartz, M.F., (1989). The quantitative analysis of agrammatic production: Procedure and data. *Brain and Language* 37, 440–479.
- Wal, M. van der, (1992). *Geschiedenis van het Nederlands*, Utrecht: uitgeverij het Spectrum.

Feld und Nation.

Perspektiven für die slavische Literaturwissenschaft

1. Einleitung: Feldtheorie und Literaturwissenschaft

Auch wenn der Titel es nahezu legen scheint – was Sie erwartet, meine sehr geehrten Damen und Herren, ist keineswegs eine Exegese der vorige Woche zu Ende gegangenen Fußball-Europameisterschaft. Es ist aber, hoffe ich, nicht weniger fesselnd, denn das Begriffspaar ‚Feld und Nation‘ impliziert auch hier Spannung – jene Spannung, in die der Versuch zwangsläufig gerät, die von dem französischen Soziologen Pierre Bourdieu entwickelte Feldtheorie auf slavische Literaturen anzuwenden. Ich möchte erläutern, worin diese Spannung liegt, und inwiefern sie sowohl für die Untersuchung der slavischen Literaturen als auch für die Feldtheorie selbst fruchtbar zu machen ist.

Die Feldtheorie gehört zu jenen Modellen, die die wissenschaftliche Welt in bedingungslose Anhänger und ebenso kategorische Gegner spalten. Dies liegt nicht zuletzt an der negativen Fama der Literatursoziologie, der sich, mit den Worten Vladimir Nabokovs, angeblich solche Literaturwissenschaftler zuwendeten, denen die ‚Sensibilität für das Literarische‘ fehlt.

Ungeachtet dieser kauzig-eigenwilligen Einschätzung haben literatursoziologische bzw. Soziologie und Literaturwissenschaft verknüpfende Ansätze der Literaturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten durchaus fruchtbare Impulse beschert. Literatur ist eben auch ein soziales Faktum, und der Blick auch (ich betone: auch) auf die nicht primär ästhetisch gelenkten Mechanismen und Automatismen des literarischen Systems verspricht weiterhin wertvolle Aufschlüsse – gerade in Bezug auf Literaturen, die den etablierten Maßstäben und Parametern zur Beurteilung und Klassifizierung literarischer Phänomene nicht zu entsprechen scheinen.

Was die Feldtheorie also interessant macht, ist die Tatsache, dass sie heuristisch¹ für die Differenzierung literarhistorischer Einschätzungen genutzt werden kann – und zwar wiederum insbesondere jener Literaturen, deren Spezifika diese Bewertungen nur unzureichend zu berücksichtigen vermögen. In diesem Sinne ist die Verwendung des feldtheoretischen Modells als Instrument einer literarhistorischen Relativierung zu begreifen, das es ermöglicht, Literaturen an ihren eigenen Voraussetzungen zu messen und – so kontextuiert – miteinander zu vergleichen. Ziel ist dabei keineswegs die Nivellierung von Unterschieden zwischen einzelnen Literaturen durch Vergabe begehrter Etiketten wie „modernistisch“, „autonom“ oder ähnliches, wohl aber die *Differenzierung* solcher Etiketten, und zwar im Hinblick sowohl auf einen übernationalen Standard als auch auf feldspezifische Konditionen und Entwicklungen.

2. Thesen der Feldtheorie²

Was nun hat es mit Bourdieus Theorie auf sich, und wie arbeitet sie? Ihr Ausgangspunkt ist der Grundsatz, Literatur als soziales Handeln zu begreifen. Dabei veranschaulicht die Metapher des Feldes zwei strukturelle Charakteristika und macht sie für die Analyse objektivierbar:

1. Literatur ist ein geschlossener, gleichzeitig aber durchlässiger ‚Teil-Raum‘ des sozialen Raumes, der einerseits nach eigenen Gesetzen funktioniert, andererseits mit anderen sozialen Räumen interagiert, sich überschneidet und unter bestimmten Bedingungen zu ihnen in Konkurrenz tritt.

1 Der ausschließlich heuristische Gebrauch, den ich von Bourdieus Theorie mache, äußert sich u.a. in der Verwendung der Terminologie, die Bourdieu lediglich da folgt, wo es sachlich erforderlich ist. Begriffe wie „Werk“, „Autor“ o.ä., die er (wenn auch nicht konsequent) meidet, und von denen er sich aus ideologischen Gründen distanziert, behalte ich bei.

2 Die hier zusammengefassten Thesen der Feldtheorie folgen dem feldtheoretischen Standardwerk Pierre Bourdieus, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt a.M. 2001. Auf der Grundlage dieser Monografie gibt Bourdieu selbst (Bourdieu 1997) eine Zusammenfassung der wichtigsten Grundsätze und Thesen zum literarischen Feld; eine sehr gut lesbare historisch kontextuierte Einführung in die Feldtheorie bietet Jurt 1995.

2. Der literarische Raum bleibt durch unterschiedliche in ihm wirkende und untereinander rivalisierende Kräfte stets in Bewegung: Er ist dynamisch.

Die Stoßrichtung der Feldtheorie ist somit – vereinfacht – eine doppelte: Unter der Prämisse einer ‚fortschreitenden Autonomisierung‘ zielt sie einerseits auf die Analyse und Beschreibung der historischen Entstehung und Entwicklung eines gegebenen literarischen Feldes. Dabei sucht sie andererseits zwischen dem Literaturbetrieb als einem kollektiven gesellschaftlichen ‚Mechanismus‘ und dem konkret handelnden, sich durch sein Werk und sein Auftreten innerhalb des Feldes an einer bestimmten Stelle positionierenden Autor zu vermitteln.

Anhand dieser beiden Stoßrichtungen seien nun die wichtigsten Parameter der Feldtheorie knapp erläutert.

2.1 Entwicklung des literarischen Feldes als Geschichte seiner Autonomisierung

Dem literarischen Feld als kulturellem Teil-Feld steht das ‚Feld der Macht‘ als Schnittmenge der in Politik, Ökonomie, gesellschaftlicher Hierarchie und anderen Feldern herrschenden Positionen, bzw. des diese Positionen gewährleistenden ‚Kapitals‘, systematisch gegenüber (Bourdieu 2001: 342). Diese prinzipielle Opposition ergibt sich aus der Tatsache, dass die genuine Logik eines (autonomen) künstlerischen Feldes einer ‚umgekehrten ökonomischen Ordnung‘ folgt: Autonome Poetiken machen wirtschaftlichen Misserfolg und mangelnden Erfolg bei einem breiten Publikum nicht selten zum Maß ihrer spezifischen Konsekration (ibid.). Der Autonomiestatus des literarischen Feldes wird somit durch sein Verhältnis zum Feld der Macht und zu den dort herrschenden Wertgesetzen bestimmt: Strukturelle Homologie – d.h. die Orientierung an machtfeldtypischen Erfolgskriterien – impliziert Heteronomie, während der Widerstand gegen solche machtfeldspezifischen Einflüsse, negative Sanktionen homologer Handlungen oder die Ermunterung zu machtfeldunabhängigen literarischen Positionierungen Autonomie der Literatur indizieren (Bourdieu 2001: 349).

Mit der These der ‚fortschreitenden Autonomisierung‘ nun geht Bourdieu davon aus, dass das ‚typische‘ literarische Feld im Laufe seiner Entwicklung (und dabei geht es in erster Linie um das 19. Jahrhundert) kontinuierlich an Autonomie gewinnt, d.h. seine gewissermaßen oppositionelle Position gegenüber dem Feld der Macht festigt. Die historische Beschreibung eines literarischen Feldes als die Geschichte seiner Autonomisierung im Verhältnis zum Feld der Macht *scheint* somit umgekehrt auch die objektive Bestimmung des Autonomiestatus eines Feldes zu einem bestimmten Zeitpunkt zu ermöglichen.

2.2 Vermittlung zwischen Feld, Autor und Werk

Die Analyse der inneren Struktur eines literarischen Feldes veranschlagt zunächst die Übereinkunft aller Akteure hinsichtlich des Wertes – bzw. der Wertschöpfung – des literarischen Werkes an sich. Darauf beruhend wird das literarische Feld als Kampfplatz der bereits genannten Hierarchisierungsprinzipien – des heteronomen und des autonomen – bestimmt, deren jeweilige Anhänger um die legitime Definition von Literatur rivalisieren (Bourdieu 2001: 354): In irgendeiner Weise ringen stets Vertreter einer ‚bürgerlichen Kunst‘ und Vertreter einer ‚Kunst um der Kunst willen‘ um das Monopol auf das legitime, gültige Literaturverständnis, d.h. um die Lizenz zur Definition ‚guter‘ Literatur und ‚guter‘ Autoren.

Das literarische Feld wird also als dynamisches Kräftefeld modelliert: Jede Handlung bestätigt als Krafteinwirkung bestehende Verhältnisse oder bewirkt potenziell Veränderungen. Diese Handlungen sind Stellungnahmen, ästhetisch-literarische ‚Positionierungen‘ der Autoren, die vermittels ihrer Werke, ihrer poetologischen Bekenntnisse und ihres Verhaltens die Stellung, die sie im Feld einnehmen, zu verändern (d.h. zu verbessern) oder zu bestätigen (also zu erhalten) suchen (Bourdieu 2001: 368). Bestimmt werden diese Positionierungen wesentlich durch den ‚Habitus‘ des jeweiligen Autors, verstanden als v.a. sozial erworbenes, spezifisches Verhaltensmuster, und durch das jeweils vorhandene – auch symbolische – Kapital.

Der zunächst dem Kunstwissenschaftler Panofsky (Bourdieu 1974: 132; 2001: 286) entlehnte und dann an der Transformationsgrammatik des Linguisten Chomsky weiterentwickelte (Bourdieu 2001: 286), in der Forschung umstrittene und insbesondere hinsichtlich seiner Anwendbarkeit immer wieder hinterfragte Habitus ist, apostrophiert als ‚inkorporiertes Soziales‘, als ‚Leib gewordene Geschichte‘, der Versuch, den Gegensatz zwischen Individuellem und Kollektivem, Persönlichem und Sozialem, zwischen Diachronie und Synchronie zu versöhnen. Dem Autor eines literarischen Werkes wird auf diese Weise zwar die einstige Geniemächtigkeit und quasi-theologische Schöpferkraft weiterhin abgesprochen, gleichzeitig aber die Qualität eines mündigen, auf der Basis ‚schöpferischer‘ Fähigkeiten sozial handelnden Subjekts zugestanden (Bourdieu 2001: 286). So gesehen, versucht der Habitus innerhalb der Feldtheorie zu erklären, weshalb bestimmte Autoren im Feld ihrer Zeit bestimmte Positionen einnehmen (und damit die im Feld herrschenden Kräfteverhältnisse in eine bestimmte Richtung verschieben), und weshalb sie sich auf diesen Positionen durchsetzen oder von ihnen verdrängt werden.

3. Feldtheorie und Nation im slavischen Raum: ‚Schwache‘ Felder

Die in der westlichen Diskussion breit rezipierte und angewendete sowie kritisch und produktiv weiterentwickelte Feldtheorie hat auffallenderweise weder in der Slavistik noch in den Philologien der slavischen Länder ein nennenswertes Echo gefunden. Freilich dürften systembedingte Faktoren die Rezeption eines literatursoziologischen, zumal die Opposition von Machtfeld und literarischer Autonomie betonenden Modells in den betroffenen Ländern erschwert haben. Umgekehrt ist einzuräumen, dass kaum eine der slavischen Literaturen in Bourdieus mit binären Oppositionen operierendem Modell adäquat beschreibbar ist – mit Ausnahme vielleicht der russischen Literatur, deren Entwicklungsgang jenem des französischen Feldes noch am ehesten

vergleichbar ist.³ Ich erläutere nun also, was es mit der eingangs angekündigten ‚Spannung‘ auf sich hat:

Kaum eine der anderen slavischen Literaturen weist jene historisch unbehinderte, sprachlich integre, institutionell gestützte und kulturpolitisch weitgehend abgesicherte Kontinuität auf, auf deren Basis ein funktionierendes literarisches Feld um die Mitte des 19. Jahrhunderts als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann. Kaum eine von ihnen wird daher den Kriterien der von Bourdieu postulierten fortschreitenden und um 1900 weitgehend vollendeten Autonomisierung des literarischen Feldes gerecht: Sie fallen durchs Netz, und zwar schon allein aufgrund der hohen Bedeutung, die in diesen Literaturen nationalen Parametern und Selbstbehauptungsfunktionen beigemessen wird. Nach genuin feldtheoretischem Ermessen signalisieren gerade diese das heteronom orientierte Feld *par excellence*.

Literaturen, die den etablierten diachronen oder synchronen Beschreibungsmodellen und damit auch dem durch Bourdieu postulierten Modell der ‚Genese und Struktur des literarischen Feldes‘ nicht oder nur teilweise entsprechen, werden häufig mit dem Attribut ‚klein‘ oder ‚minoritär‘ belegt.⁴ Diese Apostrophierungen sind Verlegenheitslösungen: Zwar handelt es sich in der Regel tatsächlich um Literaturen ‚kleinerer‘ Entitäten (in geographischer, aber eben auch quantitativer Hinsicht), doch scheint die Suche nach einem wertneutralen Attribut vergeblich: Auf welchen Begriff die Wahl auch fallen mag – *volens nolens* unterstellt dieser zumindest andeutungsweise Minderwertigkeit, mangeln-

3 Zu verweisen ist auf verschiedene Publikationen der Reihe „Basler Studien zur Kulturgeschichte Osteuropas“, etwa Ulrich Schmid und Andreas Guski (Hg.), *Literatur und Kommerz im Russland des 19. Jahrhunderts. Institutionen, Akteure, Symbole*. Zürich 2004 (Basler Studien zur Kulturgeschichte Osteuropas 8); Ulrich Schmid und Jan-Ulrich Peters (Hg.), *Intelligencija und Imperium. Fallstudien zur russischen Kultur im frühen 19. Jahrhundert*. Zürich 2004 (Basler Studien zur Kulturgeschichte Osteuropas 9) bzw. auch, von denselben Herausgebern, auf Ulrich Schmid und Jan-Ulrich Peters (Hg.), *Das ‚Ende der Kunstperiode‘. Kulturelle Veränderungen des ‚literarischen Feldes‘ in Russland zwischen 1825 und 1842*. Bern 2007 (Slavica Helvetica 75).

4 Im Französischen findet sich neben *littérature ‚mineure‘* auch der Begriff der peripheren Literatur (*‚périphérique‘*).

de Qualität oder Zurückgebliebenheit und spricht den als ‚klein‘ oder ‚minoritär‘ apostrophierten Literaturen bereits durch die Unterscheidung zwischen Literatur und ‚kleiner‘ Literatur in letzter Konsequenz den Status ‚richtiger‘ Literatur ab.

Aus drei Gründen scheint mir der (auf den ersten Blick zugegebenermaßen keineswegs Neutralität suggerierende) Begriff des ‚schwachen‘ Feldes der Problematik adäquater und zudem innerhalb der Feldanalyse leichter operationalisierbar zu sein:

1. Über die genannte Schwierigkeit hinaus konfligiert der Terminus ‚kleine Literatur‘ mit Deleuzes/Guattaris auf Kafka referierenden gleichlautendem Begriff (der die Subform einer ‚großen Literatur‘ bezeichnet, deren Autoren in einer ihnen ethnisch fremden Sprache schreiben).⁵
2. Das Attribut der ‚Kleinheit‘, sei es nun auf das Literaturganze bezogen oder auf die Metapher des Feldes, ist ein veränderlicher Parameter, der der historischen Selbstwahrnehmung der betroffenen Literaturen selten gerecht wird.
3. Das als *systematisches* überzeugendste Argument, das sowohl gegen die Alternative des ‚kleinen Feldes‘ wie gegen jene der ‚kleinen Literatur‘ spricht, dürfte darin liegen, dass eben nicht die Größe, sondern vielmehr die Proportionen und Verhältnismäßigkeiten das Funktionieren eines Feldes, etwa im Sinne von Bourdieus fortschreitender Autonomisierung, sicherstellen (wie beispielsweise auch Schach sich trefflich auf Brettern unterschiedlicher Größe spielen lässt, solange das Brett und die Spielfiguren vollständig und beider Proportionen jeweils intakt sind): Die in literaturhistorischer und feldtheoretischer Hinsicht zur Debatte stehende Spezifik der ‚kleinen Literaturen‘ besteht somit nicht eigentlich in ihrer Größe (auch wenn entsprechende Korrelationen zu berücksichtigen sind), sondern in der Typologie ihrer Entwicklung und ihres Funktionierens, in der Frage also, inwieweit Relationen und Proportionen ‚stimmen‘.

‚Schwache Felder‘⁶ bezeichnen und beschreiben also solche literarischen Felder, die aus verschiedenen näher zu bestimmenden

5 Vgl. Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Kafka*. Für eine kleine Literatur. Frankfurt a.M. 1976.

6 Das Attribut „schwach“ bedeutet in Relation zur skizzierten Problematik der missverständlichen Wertung keinen Vorteil, sondern eher eine Ver-

Gründen die Oppositionen und Mechanismen, die die Basis des feldtheoretischen Modells darstellen, (noch) nicht in der Schärfe ausgebildet haben, wie Bourdieu sie – teilweise durchaus schematisierend – voraussetzt.⁷

Diese Inkompatibilität zwischen Modell (d.i. Feldtheorie) und Gegenstand (d.i. ‚schwache Felder‘) kann nun gerade unter Fokussierung eines der wohl empfindlichsten Parameter – der nationalen Orientierung – fruchtbar gemacht werden. Zu gewinnen sind dabei einerseits eine Revision des Modells hinsichtlich seiner Flexibilisierung, Differenzierung und adäquaten Anwendbarkeit, und andererseits Erkenntnisse bezüglich der Entwicklung der ‚schwachen‘ Felder selbst, die, anders als bisher, in Relation zu den ihnen eigenen historischen Voraussetzungen und Möglichkeiten beschrieben und bewertet werden können.

Diesen ‚Erkenntnisgewinn‘ werde ich an zwei konkreten Beispielen aus slavischen Literaturen – zunächst, etwas allgemeiner, aus der kroatischen Literatur des 19. Jahrhunderts, dann konkreter aus der polnischen Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts – deutlich zu machen suchen:

schärfung – ist doch im allgemeinen Sprachgebrauch (keineswegs nur des Deutschen) „Schwäche“ eindeutig negativ konnotiert und korreliert häufig mit der Qualität „schlecht“. Der Gewinn dieser Bezeichnung ergibt sich ausschließlich aus der Kombination mit der Feldmetapher, insofern „schwach“ sich unmittelbar und erhellend auf Bourdieus Bestimmung des Feldes als einer Sphäre spezifischer Kräftebeziehungen applizieren lässt.

- 7 Einer dieser möglichen Gründe kann – um nur ein Beispiel zu nennen – etwa in der noch nicht abgeschlossenen grundlegenden institutionellen Absicherung des literarischen Feldes liegen.

4. Institutionelle Autonomie des kroatischen Feldes um 1840⁸

Das Feld der kroatischen Literatur um 1840 kennzeichnen auf den ersten Blick zwei Charakteristika: Zum einen ist zu bedenken, dass es Kroatien im Sinne einer autonomen administrativen Größe (oder auch nur als geschlossene ethnische Bezugsgröße) nicht gibt. Vielmehr fallen die kroatischen Regionen in unterschiedlich verwalteten Formen unter habsburgische, d.h. österreichische bzw. ungarische, und osmanische Herrschaft. Zum anderen, und die Kausalbeziehung leuchtet fast unmittelbar ein, steht die Literaturproduktion im genannten Raum unter manifest nationalpatriotischen Vorzeichen.

Die Frage ist somit zunächst, wie jene Größe zu definieren und zu verstehen ist, in Relation zu welcher als ‚Feld der Macht‘ der Autonomie- oder Heteronomie-Status der Literatur bestimmbar wird. Dieses Feld der Macht wird verstanden als „jener Raum der Kräfteverhältnisse zwischen Akteuren oder Institutionen, die die Verfügung über ein zur Einnahme beherrschender Stellungen in verschiedenen Feldern notwendiges Kapital vereint“ (Bourdieu 2001: 342). Es ist also ein Feld, das mit dem ‚nationalen‘ oder ‚politischen‘ Feld keineswegs *gleichzusetzen*, sondern das vielmehr als *Schnittmenge* der in verschiedenen Feldern dominanten Positionen zu verstehen ist, innerhalb derer dann bestimmte Faktoren (politische, ökonomische etc.) als ‚Kapital‘ entscheidend sind.

Nun deutet die skizzierte politische Situation darauf hin, dass der ‚kroatische‘ Anteil am die Kräfteverhältnisse determinierenden Feld der Macht um 1840 minimal sein dürfte: Als ein im wesentlichen ‚fremdes‘ ist das Machtfeld maßgeblich charakterisiert durch die österreichisch-ungarische Rivalität, die der ab den dreißiger Jahren zunächst v.a. unter sprachlichen und lite-

8 Die folgenden Ausführungen fassen bereits publizierte Untersuchungsergebnisse zusammen; vgl. Gun-Britt Kohler, „Institutional autonomy 1840 versus aesthetical autonomy 1900? Moments of tension in Croatian literature around the idea of ‘nation’“. In: Gillis Dorleijn – Ralf Grüttemeier – Liesbeth Korthals-Altes (Hg.), *Autonomy and ‘engagement’ in literature at the two ‘fins de siècle’, 1900 and 2000. A Critical Assessment*. Leuven 2008, 1–27.

rarischen Vorzeichen sich formierenden kroatischen Nationalbewegung Stoff gibt.⁹

Das ab 1830 programmatisch und systematisch entwickelte kroatische Feld der Literatur zeichnet sich durch eine hohe Institutionalisierungsaktivität aus – ich verweise auf Gründungen von Verlagen und Zeitschriften, auf die Gründung der Kulturinstitution Matica Ilirska (bzw. Matica Hrvatska), die Einrichtung von Lesesälen, die Bemühungen um eine standardisierte Sprache, um ein Nationaltheater und eine Universität sowie in den sechziger Jahren die Gründung der Akademie der Wissenschaften etc.

Gleichzeitig ist die national-funktionale Ausrichtung der literarischen Produktion nicht von der Hand zu weisen: Die programmatischen Aussagen der Autoren stellen das literarische Schaffen explizit in den Dienst der Förderung und Verbreitung der Nationalsprache, der Ausbildung einer nationalen Identität und der v.a. historischen und moralischen Bildung des ‚Volkes‘:¹⁰ „Die Pflicht der Literaten ist es“, formuliert etwa Ljudevit Vukotinović, einer der führenden politischen und literarischen Aktivisten im Kroatien seiner Zeit, „den Volksgeist zu stärken und dem einen Ziel, dem Erlblühen der nationalen Literatur zuzuführen“.¹¹ Und selbst sein ästhetisch ungleich anspruchsvollerer Kollege Stanko Vraz erkennt die wesentliche Funktion der Literatur in der Aufklärung und Bildung des ‚Volkes‘:

„Das Ziel einer jeden Literatur ist es und muss es sein, zum Volk hinunterzusteigen, es aus dem Schlamm der Rohheit auszugraben und es emporzuheben auf die hellere Höhe der Bildung, oder (einfacher formuliert) es aufzuklären.“¹²

9 Vgl. Anna Pia Maissen, ‚Wie ein Blitz schlägt es aus meinem Mund‘: Der Illyrismus. Die Hauptschriften der kroatischen Nationalbewegung 1830–1844. Bern 1998.

10 Vgl. Miroslav Šicel, Programi i manifesti u hrvatskoj književnosti. Zagreb 1972.

11 „Literatorah dužnost jest, da duh naroda jače, i vode k jednoj svàrsi, k procvětanju domorodne literature“; Ljudevit Vukotinović, „Tri stvari knjiženstva: ukus, sloga, kritika“ (1843). Nachdruck in Šicel 1997 (hier S. 151).

12 „Svrha svakog knjiženstva jest i mora da bude silaziti k narodu, iskopati ga iz blata sirovosti i uzdići na svjetliji vrh izobraženosti, ili (prosto govoreći) prosvijetliti ga“; Stanko Vraz, „Misli o knjiženstvu“ (1846). Nachdruck in Vraz 1951 (hier S. 186).

Auf den ersten Blick scheint der Fall somit eindeutig: Wahrnehmbar wird eine manifeste, ja programmatisch bekräftigte Unterordnung der Ästhetik unter nationalpatriotische Belange, die eigentlich nicht anders als als eindeutig heteronome Orientierung des literarischen Feldes zu Buche schlagen kann.

Das „eigentlich“ impliziert nun ein „aber“: Ungeachtet dieser scheinbar eindeutigen Einschätzung der literarischen Produktion als heteronom, wie die herkömmliche Feldtheorie sie aufgrund der politischen Instrumentalisierung nahelegt, ist hier nämlich Vorsicht geboten: Denn gerade gegenüber dem existierenden Feld der Macht nimmt diese Literatur eine eindeutig oppositionelle und weitgehend unabhängige Position ein, die – noch unbeholfen, mitunter aber durchaus eigenständig – ästhetisch modelliert und durch die genannten Institutionen untermauert wird. Sie tritt gewissermaßen als ‚Gegenliteratur‘ zum herrschenden, vom Machtfeld legitimierten Literaturmodell – nämlich der deutschen bzw. deutschsprachigen Literatur – auf und wirbt um die Legitimität der ‚kroatischen‘ Literatur in kroatischer (bzw., wie man es auch nennt, ‚illyrischer‘) Sprache und um den Ausbau einer eigenen Nationalkultur.

Überspitzt ließe sich formulieren, dass das literarische Feld in dieser frühen Phase sich als Machtfeld geriert – oder umgekehrt, dass ein genuin ‚kroatisches‘ Feld der Macht zunächst im Gewand eines literarischen Feldes auftritt, das innerhalb kurzer Zeit ein erstaunliches Maß an zumindest relativer institutioneller Autonomie gewinnt.

Die exemplarische Momentaufnahme des kroatischen Feldes um 1840 zeigt also, dass die auf den ersten Blick eindeutig heteronom-nationale Ausrichtung der literarischen Produktion unter Berücksichtigung der feldspezifischen Umstände und Bedingungen als frühe Phase einer relativen institutionellen Autonomie zu bewerten ist, die das kroatische literarische Feld im eigentlichen Sinne erst konstituiert und dem Feld der Macht, in Relation zu welchem diese Literatur sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts positionieren wird, gewissermaßen vorausgeht. Diese spezifische Form der Konstitution stellt die bedingungslose und generelle Gültigkeit üblicher Kriterien für

Autonomie in Frage und rückt deren regionale und diachrone Relativität in den Blick.

Gestützt wird dies durch die (durch verschiedene exemplarische Untersuchungen belegbare) Vermutung, dass die beschriebene spezifische Ausgangssituation das Nationale auch als *ästhetischen* Wert in der Literatur verankert.¹³ Insofern wäre auch die spätere Interferenz von Nationalem und Literarischem, etwa zur Zeit des Modernismus, immer vor diesem Hintergrund zu analysieren. In letzter Konsequenz könnten derartige Überlegungen zur Übertragung des von Bourdieu für den einzelnen Akteur veranschlagten Habitusbegriffs auf die Makroebene eines literarischen Feldes führen.

5. Ästhetische und institutionelle Autonomie innerhalb des ‚janusköpfigen‘ *Jungen Polen* (*Młoda Polska*) um 1900

Eine ähnliche Verflechtung von Nationalem und Literarischem weist die polnische Literatur auf: Die polnischen Teilungen (1772, 1793, 1795) und der Wiener Kongress (1815) haben zu Beginn des 19. Jahrhunderts das einstige polnisch-litauische Reich von der Landkarte gelöscht. Die polnische Geschichte – auch und gerade die Literaturgeschichte – des 19. Jahrhunderts ist daher geprägt vom Streben nach politischer und kultureller Unabhängigkeit. Das kulturelle Feld ist gekennzeichnet durch die Aufspaltung in verschiedene, weitgehend voneinander abgeschnittene Zentren, die einem sehr komplexen und diversifizierten Machtfeld unterworfen sind – bis hin zu der bemerkenswerten Tatsache, dass ein beträchtlicher Teil der Literatur der polnischen Romantik insbesondere nach dem gescheiterten

13 Eine deutliche Ästhetisierung des Nationalen liegt etwa in dem Gedichtzyklus *Đulabije* (ab 1837) des erwähnten Dichters Stanko Vraz vor. Vgl. hierzu Gun-Britt Kohler, „Ljubimo domovinu našu kao djevojku...! Ljubavno pjesništvo u doba ilirizma između domoljublja i erotike“. In: Robert Hodel (Hg.), *Darstellung der Liebe in bosnischer, kroatischer und serbischer Literatur. Von der Renaissance ins 21. Jahrhundert*. Frankfurt a.M. 2007, 105–120 (= Slavische Literaturen 38).

Novemberaufstand (1831) als Exilliteratur vorwiegend in Paris entsteht.¹⁴

Der polnische Modernismus entfaltet sich daher um die Jahrhundertwende in unterschiedlichen Zentren, unter denen der Stadt Krakau die Rolle des Vorreiters beigemessen wird.¹⁵ Wie häufig finden auch hier die Feldkämpfe vor allem in Form einer *Querelle des anciens et des modernes*, also eines literarischen Generationenkonflikts, statt, wie die programmatische Selbstbezeichnung ‚Junges Polen‘ signalisiert.¹⁶

Die Literatur dieses (keineswegs als homogene Gruppierung zu missverstehenden) ‚Jungen Polen‘ weist ein charakteristisches Nebeneinander von Nationalismus und L’Art-pour-l’Art-Poetik auf, die mitunter mit dem Attribut der ‚Janusköpfigkeit‘ belegt wird (z.B. Walecki 1999). Von einer Janusköpfigkeit im eigentlichen Sinne¹⁷ kann allerdings nur dann die Rede sein, wenn Politisch-Nationales und Ästhetik tatsächlich als Opposition begriffen werden *müssen*. Insofern ist zunächst das Verhältnis der beiden Parameter zueinander zu prüfen: Denkbar wäre nämlich auch, dass innerhalb der spezifischen Logik des polnischen Feldes keine Gleichzeitigkeit unvereinbarer Gegensätze vorliegt, sondern Ästhetik und Nationsidee vielmehr eine eigentümliche Symbiose eingehen, ähnlich jener, die sich im eben erörterten Falle Kroatiens abzeichnet. Am Beispiel des Dichters, Dramati-

14 Paris ist auch das Zentrum der die polnische Romantik prägenden Ideologie des sog. „Polnischen Messianismus“ (Mesjanizm polski), als deren bekanntester und wohl auch wichtigster Popularisator der Dichter Adam Mickiewicz gilt. Erst ab den sechziger Jahren sind die maßgeblichen Repräsentanten der polnischen Literatur wieder im Landesinneren (v.a. Warschau) zu finden.

15 Vgl. etwa Tadeusz Boy-Żeleński, *Znaszli ten kraj?...: (Cyganeria krakowska)*. Warszawa 1932.

16 Die Bezeichnung „Młoda Polska“ geht zurück auf eine 1898 in der Literaturzeitschrift *Życie* (Leben) publizierte Artikelserie des Literaturkritikers Artur Górski, die insbesondere die polemische Abgrenzung vom Positivismus zum Ziel hat. Vgl. Maria Podraza-Kwiatkowska (Hg.), *Programy i dyskusje literackie okresu Młodej Polski*. Wrocław 1973.

17 In der herkömmlichen Ikonografie ist Janus durch zwei im Profil dargestellte, am Hinterkopf verschmolzene und voneinander abgewendete vordere Kopfhälften repräsentiert, deren Gesichter in entgegengesetzte Richtungen blicken.

kers, Malers und ‚Designers‘ Stanisław Wyspiański (1869–1907) sei diese These erläutert.

Wyspiańskis im Jahre 1904 entstandenes Drama *Akropolis* ist bereits aufgrund seines anspielungsreichen Titels für die Frage nach dem Verhältnis von Politik und Ästhetik interessant: Die heute bekannteste und wohl historisch bedeutendste Akropolis, die Akropolis von Athen, war seit der Antike, und insbesondere seit ihrem programmatischen Wiederauf- und Ausbau unter Perikles in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. bis zu ihrer Zerstörung durch Venedig im Rahmen der Türkenkriege (1687) Ausdruck politischen Macht- und Hegemonialanspruchs, sakraler Ort und Ort der Kunst. Als Erinnerungsort ist sie schließlich v. a. seit dem 19. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag Symbol der griechischen Identität (Schneider/Höcker 2001).

Wyspiańskis Drama nun bezieht die ‚Idee Akropolis‘ auf den Krakauer Schlossberg Wawel, der im polnischen Selbstverständnis so etwas wie ein ‚Nationalheiligtum‘ ist: Seit dem Jahre 1000 Zentrum des Bistums Krakau war der Wawel bis Ende des 16. Jahrhunderts mittelalterliche Königsresidenz. Zwischen dem 14. und dem 18. Jahrhundert ist die Wawelkathedrale Krönungskirche und überdies Grablege der polnischen Regenten (Bałus 2003: 25). Spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gilt der Wawel als ‚Reliquiar nationalen Erinnerungsgutes‘ (Bałus 2003: 26).¹⁸

Die dramatisch-ästhetische Überformung der Akropolis-Idee unter Bezug auf den Krakauer Wawel geht nun in Wyspiańskis Schaffen mit einem architektonischen Konzept für den tatsächlichen Umbau des Schlossberges parallel, das der Künstler in Zusammenarbeit mit dem Krakauer Architekten Władysław Ekielski (1855–1927) fast zeitgleich ausarbeitet.¹⁹ Allein die Tatsache

18 Die Parallele zwischen der Akropolis von Athen und dem Krakauer Wawel geht gleichwohl nicht auf Wyspiański zurück, sondern ist, wie auch Bezüge auf das Pantheon in Rom oder die Walhalla Ludwigs II. von Bayern nahe Regensburg, bereits im 19. Jahrhundert ein immer wieder verwendeter Topos, den etwa der Philosoph und Kunsthistoriker Józef Kremer und der Historiker Leon Zienkiewicz benutzen (Miodońska-Brookes 1980: 104–106).

19 An einen Um- bzw. Ausbau des Wawel konnte man denken, nachdem Ende des 19. Jahrhunderts bekannt wurde, dass das österreichische Militär, dem der Schlossberg seit der dritten Teilung als Kaserne gedient

dieser doppelten Umsetzung der Akropolis-Idee legt nahe, dass Ästhetik und Nationsidee *nicht* als Opposition zu fassen sind. Vielmehr dürften beide Werke – das Theater und das Bauprojekt – *gemeinsam* als Manifestationen ästhetischer und institutioneller Autonomie lesbar sein, und zwar gerade im Zeichen der Verschmelzung von Ästhetik und Nation.

Anzeichen ästhetischer Autonomie des Dramas *Akropolis* sind mindestens auf drei Ebenen zu finden:

1. Das Stück wurde bei seinem Erscheinen kontrovers diskutiert. Es galt als unverständlich, ja als nicht inszenierbar und führte zum Bruch Wyspiańskis mit dem an positivistischer Dramenkonzeption geschulten Intendanten des Krakauer Stadttheaters (Teatr Miejski) Józef Kotarbiński, der sich weigerte, das Stück in den Spielplan aufzunehmen (Miodońska-Brookes 1980: 220ff.).²⁰
2. Es weist außerdem eine innovative Dramenkonzeption auf, die in vielerlei Hinsicht moderne und avantgardistische Reformen aufgreift, ja vorwegnimmt: Ein festes Handlungsgefüge fehlt, feste Figuren – zumal als ‚Haupt- oder Nebenfiguren‘ sind kaum erkennbar und bleiben auf jeweils einen Akt beschränkt, die Scheidung von Haupt- und Nebentext ist durch verschiedene Verfahren gebrochen, um nur einige Beispiele zu nennen.²¹
3. Es verfügt schließlich aufgrund hypertextueller Verfahren über eine metapoetologische Dimension.²²

Diese Signale ästhetischer Autonomie werden durch das (lediglich auf symbolischer Ebene erkennbare) ‚nationale Sujet‘ nun keineswegs geschwächt, sondern korrelieren mit ihm, und zwar gerade aufgrund der zuletzt genannten hypertextuellen Verfahren: Die (weitgehend voneinander unabhängigen) Handlungs-

hatte, abziehen und der Wawel Polen „zurückgegeben“ würde. In der Tat wurde der Wawel ab 1905 vom Militär geräumt; zu einem Umbau entschloss man sich letztlich nicht, stattdessen wurden umfangreiche Restaurierungsarbeiten durchgeführt.

- 20 Eine Teiluraufführung des Dramas (zwei Akte) fand 1916 in diesem (seit 1909 nach Juliusz Słowacki benannten) Theater in Krakau statt (Miodońska-Brookes 1980: 219).
- 21 Błoński (2007: 177) sieht partielle Parallelen zur Theaterkonzeption Antonin Artauds.
- 22 Vgl. auch hierzu die in meinen Augen ausgesprochen erhellende Analyse Błońskis.

sequenzen spielen auf dem Wawel. Sie verarbeiten den Bestand materieller Kultur des Schlossberges und über dessen Verweiskraft verschiedene Schlüsselfiguren und -ereignisse der polnischen Geschichte sowie der griechischen (Ilias) bzw. jüdischen (Altes Testament: Buch Genesis) Mythologie. Die Verknüpfung der auf der Bühne belebten Figuren und Bilder der Wawelkathedrale kreiert dabei einen Symbolismus, der das Drama auch als ‚nationales‘ erfahrbar macht, ohne dass die polnische Problematik explizit verhandelt würde. Dieses Verfahren bewirkt eine ironische Brechung des meist plakativen literarischen Nationalismus der polnischen Romantik. Als analoge Brechung ist auch die Tatsache zu verstehen, dass die den flämischen Gobelins der Kathedrale entnommenen Szenen aus der Ilias (2. Akt) und aus dem Buch Genesis (3. Akt) eben *nicht* ‚polonisiert‘ werden. – Aber ihr Ort ist der Wawel, Brennpunkt und Zentrum polnischer Identität.

Solche ästhetischen Brechungen traditioneller literarischer Verfahren und Muster nationaler Ikonographie und Ideologie binden in Wyspiańskis Poetik das Nationale an eine durchaus modernistische Ästhetik. Der Krakauer Wawel wird derart entworfen als ein utopischer Kreuzungs- und Kulminationsort der Kulturen. Es ist ein Ort des Traums, an dem sich Abschied und Zerstörung (Verabschiedung Hektors aus der Ilias) in Rückkehr und Versöhnung (Jakob und Esau) aufheben, wo historische und mythische Figuren, Ethik und Ästhetik, Heidnisches und Christliches eine Synthese eingehen.²³

23 Błoński (2007: 179–207) Deutung des Dramas geht in eine ähnliche, wenn auch nicht identische Richtung, wenn er Akropolis als „eschatologischen Traum“ (eschatologiczne marzenie) (ibid.: 205) bezeichnet, dessen zentrale Frage der Konflikt zwischen der Unterwerfung unter eine (gottgegebene) Notwendigkeit (Hektor) und der (menschlichen) Freiheit, das eigene Los zu bestimmen (Jakob) ist. Die unterschiedlichen kulturellen Kontexte werden als Entwicklung (und eben nicht als Synthese) begriffen; die „nationale“ Frage bildet dabei den „Subtext“: „Eschatologiczne marzenie Akropolis pobrzmiewa oczywiście aluzjami do losu Polski. Jest ona jawnie utożsamiona z Ilionem. Jako Troja upada z wyroku konieczności [...]. Jak jednak Hektor „odradza“ się w Jakubie, tak Polska przedzierzgnie się w Ziemię Obiecana, do której powraca Jakub. Zapowiada to już dzisiaj – to znaczy w teatrze – przemiana Wawelu w Akropol“ (Błoński 2007: 205). („Im eschatologischen Traum Akropolis klingen natürlich Allusionen an das Schicksal Polens mit. Polen wird deutlich mit Ili-

Entwirft das Drama *Akropolis* eine kulturelle Utopie der ‚Akropolis Wawel‘, so konzipiert das erwähnte Architekturprojekt den realen, tatsächlichen Ort dieser Utopie: Wyspiańskis Modell sieht neben der Kathedrale, die mit den Königsgräbern die ‚polnische Geschichte‘ beherbergt, und dem mittelalterlichen Schloss das polnische Parlament, Nationalmuseum, Bischofskurie und die Polnische Akademie vor.²⁴ Nach dem Vorbild der Akropolis in Athen ist außerdem an der südwestlichen Flanke des Berges ein Amphitheater geplant. Das Wawel-Projekt ist die auch institutionelle – aber eben vor allem architektonische, künstlerische und ästhetische – Umsetzung eines ganzheitlichen, Nation und Ästhetik vereinenden Kulturmodells.²⁵

Die Aufhebung der vermeintlich janusköpfigen Opposition von Ästhetik und Politik, die Wyspiańskis Drama und Architekturprojekt offenbart, erlaubt es in letzter Konsequenz, sein doppeltes Akropolis-Konzept gerade aus feldtheoretischer Perspektive als Entwurf eines Kulturmodells zu lesen, in dem nationale (und damit auch politische) Macht und kulturelles Feld in eins fallen. Ein solches Modell strebt die Autonomie der Kunst gerade und nur in dieser Synthese an.

6. Resümee und Ausblick

Mein Ziel war es, Ihnen unter dem Motto ‚Feld und Nation‘ das Erkenntnispotenzial einer Anwendung der Feldtheorie auf slavische Felder zu erläutern und exemplarisch aufzuzeigen. Mit dem Begriff des ‚schwachen Feldes‘ wurde dabei zunächst die These erörtert, dass in der Mehrzahl der slavischen Literaturen

on identifiziert. Wie Troja fällt es durch das Urteil der Notwendigkeit [...]. Wie Hektor als Jakob ‚wiedergeboren‘ wird, so verwandelt sich Polen in das Gelobte Land, in das Jakob zurückkehrt. Dies kündigt bereits heute – das heißt im Theater – die Wandlung des Wawels zur Akropolis an.“)

- 24 Eine ausführliche Beschreibung der Planungen verfasste Ekielski nach Wyspiańskis Tod: „Akropolis. Pomysł zabudowania Wawelu. Obmyśleli Stanisław Wyspiański i Władysław Ekielski w latach 1904–1907 [napisał Władysław Ekielski]“. In: Wyspiański 1966: 187–201.
- 25 Auch hier ist die Deutung Błońskis teilweise gegenläufig, wenn er die Umgestaltung des Wawels in erster Linie als die Verkörperung des polnischen Traums und Bedürfnisses nach Eigenstaatlichkeit bezeichnet (Błoński 2007: 172f).

die typischen, feldtheoretisch veranschlagten Basisoppositionen schwächer ausgeprägt sein dürften als in anderen, üblicherweise ‚maßgeblichen‘ Literaturen. Das Beispiel der kroatischen Literatur um 1840 hat anschließend gezeigt, wie in spezifischen politisch-historischen Konstellationen die Kräfteverhältnisse zwischen dem Feld der Macht und der Literatur sich derart verschieben können, dass Parameter, die im literarischen Feld üblicherweise als ein Signum heteronomer Orientierung zu werten sind (wie etwa die nationalpatriotische Orientierung), sich zumindest graduell ins Gegenteil verkehren. Dieses Exemplum erweist die nur relative Gültigkeit von Bourdieus Konzept: Es führt an die Grenzen der Feldtheorie, um eben dort ihren heuristischen Nutzen aufzuzeigen. Mit Wyspiańskis Akropolis-Konzeptionen aus der polnischen Literatur um 1900 hoffe ich an einem sehr konkreten Fall demonstriert zu haben, wie gerade der Parameter der nationalpatriotischen Orientierung zu einem konstitutiven Faktor von ästhetische Autonomie signalisierenden Werken und Konzepten zu werden vermag, wie sich also die Opposition von Politik und Ästhetik in einem utopischen (nationalen) Kulturmodell aufheben kann und damit der Weg frei ist für eine Revision etablierter Klassifizierungsmuster. Wenn dieses Beispiel Sie außerdem überzeugen konnte, dass eine Brücke zwischen der Feldtheorie und dem konkreten, ästhetisch wirksamen künstlerischen Text möglich und notwendig ist, ja, dass man auch und gerade in diesen Fragen ohne die ‚Sensibilität für das Literarische‘ nicht weiterkommt, so bin ich, mit einem augenzwinkernden Seitenblick auf Nabokov, besonders zufrieden ...

Perspektivisch dürften auf eine vergleichbare Weise, d.h. mit Hilfe einer als ‚begrenzt‘ verstandenen Feldtheorie und unter stetem Bezug auf die literarischen Texte, auch ‚verspätete‘, dafür aber (möglicherweise) beschleunigte Entwicklungen solcher literarischer Felder beschreibbar sein, die sich im Modus einer mitunter sogar doppelten Abspaltungsbewegung konstituieren müssen, wie etwa die belarussische Literatur, oder das theoretisch noch unterbelichtete Phänomen der ‚Subliteratur‘, wie es z.B. die aktuelle Entwicklung in der ukrainischen Literatur aufweist.²⁶ Als

26 Dabei geht es um die seit jüngerer Zeit entstehende Literatur im sog. ‚Surżyk‘, einer ukrainisch-russischen Mischsprache. Tendenziell ist die

weitgehend ‚traditionell feldtheoretische Folie‘ kann dabei potentiell – zumindest für die beiden zuletzt angesprochenen Fälle der ukrainischen und der belarussischen Literatur – die russische Literatur dienen.

Vermittels vergleichender Untersuchungen ‚schwacher‘ slavischer (aber auch anderer) Felder auf verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlichen Foci ließe sich, so scheint mir, so etwas wie eine Typologie dieser Literaturen erstellen – eine Typologie, deren Gewinn darin läge, dass sie nicht einen Katalog von Verspätungen und Versäumnissen präsentiert, sondern den Blick auf Zwischenstufen und Sonderentwicklungen öffnet. Insofern ließe sich mein Ansatz auch als eine eigenwillige – aber aus meiner Sicht vielversprechende – Alternative zur postkolonialen Theorie begreifen. Für nahezu alle in ‚schwachen Feldern‘ sich entwickelnden Literaturen gilt, wenn auch unter unterschiedlichen kulturellen Vorzeichen und Bedingungen, was der russische Dichter Osip Mandelʹštam 1922 für die russische Kultur konstatierte:

„Wir haben keine Akropolis. Unsere Kultur irrt bis heute umher und findet ihre Mauern nicht. Dafür ist jedes Wort in Dal's Wörterbuch ein Akropoliskern, ein kleiner Kreml, eine geflügelte Festung des Nominalismus, mit hellenischem Geist ausgestattet für den unausgesetzten Kampf gegen das formlose Element, gegen das Nicht-Sein, das von überall her unsere Geschichte bedroht.“²⁷

Am Ende gilt mein inniger Dank zunächst meiner Mutter und meinem Vater. Für alles weitere verweise ich auf die Worte meiner Vorrednerin Esther Ruigendijk, denen ich mich – mit den entsprechenden ‚Abwandlungen‘ für meinen Tätigkeitsbereich,

Wahl dieser verbreiteten aber nicht offiziellen Sprachvarietät als eine neuartige Form der Positionierung im literarischen Feld zu bewerten. In der belarussischen Literatur dagegen ist eine entsprechende Nutzung der belarussisch-russischen Mischsprache ‚Trasjanka‘ im literarischen Bereich bislang nicht zu verzeichnen.

- 27 «У нас нет Акрополя. Наша культура до сих пор блуждает и не находит своих стен. Зато каждое слово словаря Даля есть орешек Акрополя, маленький Кремль, крылатая крепость номинализма, оснащенная эллинским духом на неутомимую борьбу с бесформенной стихией, небытием, отовсюду угрожающим нашей истории.» (Mandelʹštam 1993: 225).

meine nächsten Kollegen und unsere Studierenden – rundweg und *in toto* anschlieÙe. Als ich berufen wurde, bin ich nicht ‚gekommen‘, sondern ich bin ‚geblieben‘ – fröhlich und gern!

Zitierte Literatur

- Bałus, Wojciech (2003): Krakau zwischen Traditionen und Wegen in die Moderne: Zur Geschichte der Architektur und der öffentlichen Grünanlagen im 19. Jahrhundert. Stuttgart.
- Błoński, Jan (2007): *Wyspiański wielokrotnie*. Kraków.
- Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1997): Das literarische Feld. In: Louis Pinto, Franz Schultheis (Hrsg.), *Streifzüge durch das literarische Feld*. Konstanz, 33-148.
- Bourdieu, Pierre (2001): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt a.M.
- Boy-Żeleński, Tadeusz (1932): *Znaszli ten kraj?...: (Cyganeria krakowska)*. Warszawa.
- Jurt, Joseph (1995): Das literarische Feld. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis. Darmstadt.
- Deleuze, Gilles – Félix Guattari (1976): *Kafka. Für eine kleine Literatur*. Frankfurt a.M.
- Eile, Stanislaw (2000): *Literature and Nationalism in Partitioned Poland, 1795–1918*, London
- Kohler, Gun-Britt (2007): „Ljubimo domovinu našu kao djevojkū...! Ljubavno pjesništvo u doba ilirizma između domoljublja i erotike“. In: Hodel, R. (Hrsg.), *Darstellung der Liebe in bosnischer, kroatischer und serbischer Literatur. Von der Renaissance ins 21. Jahrhundert*. Frankfurt a.M., 105–120 (= Slavische Literaturen 38).
- Kohler, Gun-Britt (2008): „Institutional autonomy 1840 versus aesthetical autonomy 1900? Moments of tension in Croatian literature around the idea of ‘nation’“. In: Gillis Dorleijn, Ralf Grüttemeier, Liesbeth Korthals Altes (Hrsg.), *Autonomy and ‘engagement’ in literature at the two ‘fins de siècle’, 1900 and 2000. A Critical Assessment*. Leuven, 1–27.

- Maissen, Anna Pia (1998): ‚Wie ein Blitz schlägt es aus meinem Mund‘: Der Illyrismus. Die Hauptschriften der kroatischen Nationalbewegung 1830-1844. Bern.
- Mandelštam, Osip (1993): *Sobranie sočinenij*, t. 1: *Stichi i proza 1906–1921*. Moskva.
- Miodońska-Brookes, Ewa (1980): *Wawel-„Akropolis“: Studium o dramacie Stanisława Wyspiańskiego*. Kraków.
- Schneider, Lambert – Christoph Höcker (2001): *Die Akropolis von Athen: Eine Kunst- und Kulturgeschichte*. Darmstadt.
- Šicel, Miroslav (Hrsg.) (1972): *Programi i manifesti u hrvatskoj književnosti*. Zagreb.
- Šicel, Miroslav (Hrsg.) (1997): *Programski spisi hrvatskog narodnog preporoda*. (= *Stoljeća hrvatske književnosti* 24). Zagreb.
- Vraz, Stanko (1951): *Stihovi i proza*. Zagreb.
- Walecki, Waclaw (Hrsg.) (1999): *Polnische Literatur: Annäherungen*. Krakau, Oldenburg.
- Wyspiański, Stanisław (1959): *Dzieła zebrane 7: Akropolis*. Kraków.
- Wyspiański, Stanisław (1966): *Dzieła zebrane 14: Pisma prozą*. Kraków.

DIE AUTORINNEN

ESTHER RUIGENDIJK (1973)

ist seit Oktober 2005 Juniorprofessorin für niederländische Sprachwissenschaft an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Im Jahr 2007 wurde sie mit dem Niedersächsischen Wissenschaftspreis in der Kategorie Nachwuchswissenschaftler ausgezeichnet. Sie studierte Niederlandistik an der Rijksuniversiteit Groningen in den Niederlanden und hat sich dabei auf Psycholinguistik spezialisiert. Nach ihrem Studium war sie für ein Jahr (1997) als klinische Linguistin an der Edith-Stein-Fachklinik für Neurologie und Orthopädie in Bad Bergzabern tätig. Seit 1998 arbeitete sie als „Assistent in Opleiding“ an der Rijksuniversiteit Groningen, wo sie im März 2002 mit der Dissertation „Case assignment in agrammatism: a cross-linguistic study“ promoviert wurde. Nach ihrer Promotion folgte eine Stelle als Postdoktorandin an der Universität Utrecht in den Niederlanden.

Ihre Forschungsinteressen sind die Sprachwissenschaft, insbesondere Satzverarbeitung, Spracherwerb und Sprachstörungen.

GUN-BRITT KOHLER (1971)

Seit Oktober 2007 Juniorprofessorin für Slavistische Literaturwissenschaft an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Studium der Slavistik und der Romanistik an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg und der Russistischen Literaturwissenschaft an der Université Paris IV (Sorbonne). Im selben Zeitraum Stipendiatin der Studienstiftung des Deutschen Volkes. Promotion an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg mit der Dissertation: „Boris de Schloezer (1881-1969): Wege aus der russischen Emigration“ (Böhlau 2003). 2001 Robert-Bosch-Lektorin an der Staatlichen Amur-Universität Blagoveščensk (Russland). Ab 2001 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Slavistik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Forschungsinteressen: Slavische Literaturwissenschaft, insbesondere russische, kroatische, polnische und belarussische Literatur. In der russischen Literatur v.a. Interesse an Schnittstellen zwischen Literatur, Philosophie und Musik; in den anderen Literaturen v.a. Untersuchung von Spezifika der Formierung und Entwicklung „kleiner“ Literaturen.

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Über die Lieferbarkeit der Ausgaben Nr. 1 bis Nr. 177 gibt der BIS-Verlag der Universität Oldenburg Auskunft.

Nr. 178 Ruhloff, Jörg: Prüfungswandel und Prüfungswahn. Qualitätskontroll-Prüfungen, emanzipatorische Prüfungen, tauglichkeitskritische Prüfungen. – 2008. – 29 S.

ISBN 978-3-8142-1178-7

€ 3,10

Nr. 179 Busch, Friedrich W.: Makarenko – Montessori – Korczak. Vorstellungen über den Umgang mit Kindern und Jugendlichen. – 2008. – 31 S.

ISBN 978-3-8142-1179-4

€ 3,10

Nr. 180 Fuhrhop, Nanna: Die Grammatik der Schrift. – 2008. – 25 S.

ISBN 978-3-8142-1180-0

€ 3,10

Nr. 181 Saner, Hans: Von der Weite des Denkens und der Verlässlichkeit des Handelns. Karl Jaspers in seiner Zeit. – 2008. – 43 S.

ISBN 978-3-8142-1181-7

€ 4,10

Nr. 182 Daxner, Michael: Die Wohlgesinnten, ein Roman von Jonathan Littell. – 2008. – 33 S.

ISBN 978-3-8142-1182-4

€ 4,10

Nr. 183 Budde, Gunilla: „Ein Weltverbesserer ist doch immer gut.“ / Kraiker, Gerhard: Der Namensgebungsstreit vor dem Hintergrund der Zeitergebnisse. – 2008. – 32 S.

ISBN 978-3-8142-1183-1

€ 4,10

Nr. 184 Mittelstraß, Jürgen: Neue Forschungsstrukturen und die Rolle von Advanced Study Institutes / Weiler, Reto: Perspektiven für das Hanse-Wissenschaftskolleg. – 2009. – 25 S.

ISBN 978-3-8142-1184-8

€ 3,10

Nr. 185 Schneidewind, Uwe: „Shifting Baselines“ – Zum schleichenden Wandel in stürmischen Zeiten. – 2009. – 35 S.

ISBN 978-3-8142-1185-5

€ 4,10

Nr. 186 Jörg Bleckmann – Ehrensensator der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Dokumentation des Festaktes am 5. November 2008. – 2009. – 34 S.

ISBN 978-3-8142-1186-2

€ 4,10

Nr. 187 Żyliński, Leszek: Die Eigenart der polnischen Rezeption von Günter Grass. – 2009. – 36 S.

ISBN 978-3-8142-1187-9

€ 4,10

Nr. 188 Benali, Abdelkader: Migration als Märchen. Eine Liebeserklärung an die Entwurzelung. – 2009. – 21 S.

ISBN 978-3-8142-1188-6

€ 3,10